<36605418210016

<36605418210016

Bayer. Staatsbibliothek

Ch. Bl. deutschen. p. 326.

P. O. germ.
784-3

4229.a.

4)

5) f. 113.

6) 151

7) 223

S. 63.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Dritter Theil.

Dritte, verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Dritter Theil.

IV.

Idda von Tokenburg,

oder

die Stärke der Eifersucht.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Idda von Tokenburg,

oder

die Stärke der Eifersucht.

Du weinst, Julie?

„Ich, liebe Mutter? Daß ich nicht wüßte! Die rauhe Luft . . .“

Kann die Augen roth machen, aber doch keine Thränen hervorbringen; und hier, in jedem Grübchen deiner Wangen, hängt noch eine. Liebe Julie, soll ich nicht fragen . . .?

„Thränen, Mütterchen, die ein Mädchen weint, sind ohne Bedeutung.“

Auch wenn verschmähete Liebe, oder ein gemißhandeltes Herz sie in die Augen preßt?

„O, liebe Mutter, Sie sind hart! . . . Nun ja; ich habe Thränen über Grubenthals

Liebe oder Eifersucht vergossen. Muß denn die Liebe immer lächeln? Haben Sie nicht selbst oft gesagt, wir Mädchen sollten uns früh an den Gedanken gewöhnen, daß die Liebe, wie Alles auf der Erde, aus Kummer und Freude bestehe? Sehen Sie, ich gewöhne mich."

Du witzelst sehr zur Unzeit über dein Schicksal, mein Kind; ich sehe diesem Schicksal mit besorgtem Herzen entgegen. Glaube mir, mit sehr besorgtem Herzen! — (Die Majorin von Erlach ergriff bei diesen Worten die Hand ihrer Tochter, und drückte sie an ihr Herz.)

„Mit besorgtem Herzen, meine gute Mutter? Sie sind wohl allzu ängstlich."

Muß ich es nicht seyn, wenn ich sehe, daß deine Liebe nichts kann als dein heiteres Auge mit Thränen füllen, als dein fröhliches Herz zu Seufzern zwingen? Eine Liebe, die schon so früh Thränen gebiert, giebt ihrer Natur kein gutes Zeugniß. — Erzähle mir, liebe Julie, worüber du weintest.

„Sie kennen ja Grubenthals Eifersüchteleien. Eine Kleinigkeit, gewiß nichts weiter. Sie ist freilich der Thräne nicht werth, die

mein Herz, bloß weil es zu voll war, darüber vergoß. Man ist eitel, Mütterchen. Ein Auge voll Thränen ist dem Liebhaber immer ein interessanter Anblick; und wer würde nicht gern interessant!"

Grubenthal ist ja aber schon seit einer Stunde fort; und **mir** ist dein Auge voll Thränen nicht das Interessanteste an dir! . . . Sag mir doch die Kleinigkeit.

„Sie werden lachen, Mütterchen; aber — die Liebe saugt Gift aus Allem, was sie sieht."

Das ist eine Seite an der Liebe, die ich noch nicht kannte. Die Liebe fände selbst in der Hölle den Himmel: das hab' ich wohl gehört.

„Recht, liebe Mutter; und sollte sie sich erst die Hölle schaffen, um den Himmel darin zu finden. Das mein' ich eben."

Dein Eingang ist sehr weitläuftig. So laß doch hören, welche Hölle er erst schuf.

„Sie wissen, Mütterchen, welchen Antheil ich an unserm Gärtner nehme, seitdem ihn Barbe mit ihrer zärtlichen und kühnen Liebe von den Soldaten wieder losbettelte. So oft

ich ihn sehe, muß er mir erzählen, wie Barbe vor dem harten Obersten auf die Kniee fällt, Thränen vergießt, und redet, als ob ihr ein Engel die Worte eingäbe, bis der Oberste, die Officier, die Soldaten Thränen in den Augen haben, und bis man ihre Bitte nicht mehr abschlagen kann. Ich mag so gern von Anton erzählen hören, wie sie ihn von der Hauptwache holen, wie er nicht daran denkt, was er seinem Obersten schuldig ist, und bei Barben auf die Kniee niedersinkt, sie in seine Arme schließt, seine Thränen in die ihrigen mischt, und dann, als er hört, daß er frei ist, ohne Besinnung dahin schlägt und unter Barbens Küssen wieder erwacht. Da steh' ich nun heute bei Anton und Barben, und lasse mir erzählen. Barbe wird gerufen. Ich bleibe noch eine Weile bei dem Gärtner, und er erzählt mir, wie zärtlich er Barben jetzt liebt. Das höre ich mit großer Freude an, und verspreche ihm, Pathe bei seinem ersten Kinde zu werden. Anton küßt mir dafür dankbar die Hand. In dem Augenblicke tritt Grubenthal aus dem Laubengange, und erblickt mich. Ich

eile ihm entgegen, und nun ... Sie wissen, wie zärtlich er mich liebt, und wie eifersüchtig er deshalb ist."

Deshalb, Julie? weil er dich zärtlich liebt? Das kann wohl deine Meinung nicht seyn! Warum vergossest du denn Thränen, wenn seine Eifersucht ein Beweis seiner zärtlichen Liebe ist? ... Soll ich dir sagen, warum du weintest? — Weil du dich gekränkt fühltest, daß ein Mann, der dich kennen sollte, dich mit einem gemeinen Menschen in Verdacht hat.

„Ja, ich gestehe Ihnen, liebe Mutter, es verdroß mich ein wenig. Aber man muß der Eifersucht und der Liebe viel vergeben, und es ist mir lieb, daß ich es kann."

Der Eifersucht und der Liebe? gehören diese beiden Empfindungen etwa nicht vor den Richterstuhl der Vernunft? oder möchtest du sie nicht beurtheilen, weil du zu sinnlich bist?

„Ich verstehe Sie nicht, Mütterchen."

Komm, setze dich zu mir, Julie! ... So! Und nun, Julie, bitte ich dich, antworte mir auf meine Fragen recht offen. Was meinst du, daß die Liebe sey?

„Ja, liebste Mutter, ich soll antworten, und weiß nichts. Die Liebe . . . ist Fausts Zaubermantel.“

Mädchen, scherze, so viel du willst; du wirst doch wenigstens die Fäden kennen, aus denen dieser Zaubermantel gewebt ist. Du liebst mich, und liebst Grubenthal: diese Liebe ist sich doch in irgend etwas ähnlich. Warum liebst du mich?

„Nun, weil Sie gut sind, weil Sie mir wohlthun, weil Sie mich lieben, weil ich in Ihrer Gesellschaft glücklich bin, weil . . . Aus tausend Ursachen lieb' ich Sie.“

Warum liebst du unsern alten Prediger?

„Weil er ein so ehrwürdiger Mann, weil er so gut, so wohlthätig ist; aber . . .“

Noch kein Aber, mein Kind. Betrachte nur alle die Menschen, die du mehr oder minder liebst; du liebst sie, weil sie irgend eine Vollkommenheit haben, die dir oder andern Menschen wohlthätig ist. Diese Liebe ist unsre moralische Natur, das köstlichste Geschenk, das die Gottheit den Menschen verleihen konnte. Liebst du Grubenthalen eben so?

„Natürlich, Mütterchen. Ich liebe ihn so, weil er ein edler, ein großmüthiger Mann ist; weil er tausend gute Eigenschaften hat, die andere Männer nicht haben; weil . . .“

Halt! schon genug. Glaubst du, daß er besser, edelmüthiger, gütiger, weiser, gebildeter ist, als unser alter, ehrwürdiger Prediger?

„Das ist eine überraschende Frage! Da sollt' ich wohl den alten Prediger mehr lieben, als . . .“

Hab' ich das gesagt, Julie? Warum aber liebst du Grubenthal mehr, als den Prediger?

„Ja, liebe Mutter, da ist die Liebe nun wieder des Doktors Zaubermantel, von dem ich nichts begreife.“

Bis auf die Fäden, aus denen er gewebt ist. Vergleiche des Alten Gestalt mit Grubenthals Gestalt, sein mattes, erloschenes Auge mit Grubenthals feurigen Augen, seinen Gang mit Grubenthals Gange. Oder ist der Körper auf deiner Rechnung gar nichts?

„Ich schäme mich immer, wenn ich dazu Ja sagen soll; aber doch, liebe Mutter, Ih-

nen darf ich es gestehen; Sie werden mich nicht verrathen! . . . Grubenthal ist ein schöner Mann."

Und gewiß, wenn Julie ihre künftige Glückseligkeit berechnet, so hat der Gedanke, in seinen Armen zu liegen, an seiner Seite zu gehen, von seinen Lippen geküßt zu werden, eben so vielen Antheil an ihrer Freude, als der Glaube an seine guten Eigenschaften.

„O, liebe Mutter! ich bitte, sagen Sie nichts mehr! Sie machen mich schamroth."

Nun aber, nennst du auch das Liebe, meine Julie?

„Darf ich das nicht? . . . Ich bin ganz verwirrt. Ist das nicht Liebe?"

O ja, mein Kind, es ist Liebe; und eben der Zaubermantel, von dessen Wirkung man nichts versteht. Denn begreifst du, warum eine blühende Wange reitzender ist als eine welke? eine schöne Röthe reitzender als eine blasse Farbe? die Jugend reitzender als das Alter? Kannst du eigentlich sagen, daß du den so oder so geformten Knochen liebst, der doch die Ursache der Schönheit an einem Gesichte, oder

an einer Gestalt ist? Das kannst du nicht. Es giebt eine unbekannte Kraft der Natur, die dich, wie alle Menschen, mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Jugend, zu der Schönheit hinreißt. Nenne diese Kraft: körperliche Liebe, oder Sinnlichkeit, oder Geschlechtstrieb, Instinkt, wie du willst; der Nahme thut nichts zur Sache. Dieser Trieb ist so mächtig, wie jeder andre natürliche Trieb des Menschen, und gerade eben so wohlthätig. Aber möchtest du diesem mächtigen, sinnlichen Triebe allein Grubenthals Liebe verdanken? möchtest du, daß Alles, was er für dich fühlte, nichts als dieser mächtige Trieb der Sinnlichkeit wäre? möchtest du selbst, zur Vertheidigung deiner eignen Liebe für ihn, nichts weiter zu sagen haben, als: ich liebe ihn, weil er ein Mann, weil er nicht meines Geschlechtes ist?

„Um des Himmels willen nicht, Mutter! Wie können Sie diese Frage thun!"

Weil Julie vorhin glaubte, man könne die Liebe nicht vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen; noch mehr, weil Julie in der That bis jetzt nie ernstlich über ihre Liebe nachge

dacht hat; weil sie noch nicht weiß, ob ihre, ob Grubenthals Liebe Sinnlichkeit, oder ihre bessere moralische Natur ist: Liebe zum Vollkommnen, mit Sinnlichkeit gemischt.

„Ich hätte nicht darüber nachgedacht? Um Vergebung, Mama; das hab' ich sehr oft."

Wie jedes junge Mädchen, dem der Geliebte das Ideal der Vollkommenheit ist, weil ihr Herz ihn dafür erklärt, und weil sie den Ausspruch ihres Herzens für das Urtheil ihres Verstandes hält. Laß doch hören, Kind, ob du darüber nachgedacht hast. Veranlassung dazu hattest du genug; denn ich war immer gegen deine Verbindung mit Grubenthal. Schon das allein hätte dich zum Nachdenken bewegen sollen! Aber das bei Seite. Dein Vater bewilligt diese Verbindung, du wünschest sie, und ich gebe nach, sobald du mich überzeugen kannst, daß Grubenthal dich wirklich genug achtet, um dich ewig lieben zu können. — Er ist eifersüchtig auf dich. Bin ich das je auf dich gewesen?

„Sie, liebe Mutter? Welche Frage! Sie auf mich? Sie scherzen!"

Meinst du nicht, daß es möglich wäre? Erinnere dich deiner Tante, der Aebtissin in Fischingen. Sie machte mir mit ihrer Liebe, mit ihrem Vertrauen, den ersten Rang in deinem Herzen streitig. Ich wurde in der That eifersüchtig auf meine Schwester.

„O, liebe Mutter, wie hätt' ich je vergessen können, was ich Ihnen schuldig bin! wie . . .“

Davon ein ander Mal, Julie. Genug, ich war eifersüchtig; und so herzlich ich meine Schwester auch liebe, so wünschte ich sie dennoch in ihr Kloster zurück. Oder möchtest du das nicht Eifersucht nennen? Ich fürchtete, deine innigste Liebe, dein innigstes Vertrauen zu verlieren, weil deine Tante sehr liebenswürdig ist. Beleidigt dich aber diese Eifersucht? Denke nach, Julie.

„Nein, gar nicht, liebe Mutter. Vielmehr danke ich Ihnen dafür; ich sehe daraus, wie sehr Sie mich lieben, welchen Werth Sie auf meine Liebe legen. Diese Eifersucht ist mir Bürge für Ihre Liebe.“

Und *welche* Liebe, mein Kind? Doch

wohl jene bessere der Seele, die deinen Werth erkennt und schätzt? . . . Richtig! meine Eifersucht war hier der Beweis meiner Liebe.

„Sehen Sie, liebe Mutter? Sie haben sich selbst gefangen. So ist auch Grubenthals Eifersucht der Beweis seiner Liebe! . . . O, Sie lächeln schon wieder."

Laß uns doch sehen. Meine Eifersucht entstand so. Ich sah die Liebenswürdigkeit meiner Schwester; ich war von der reinen Güte ihrer Seele, von ihrer Sanftmuth, von ihrer Klugheit überzeugt; ich wußte, daß dein Herz das Schöne überall zu finden weiß, und überall mit Liebe belohnt. Nun fürchtete ich meinen geringeren Werth; ich hatte die Eifersucht der Bescheidenheit, die mich selbst herabsetzte, dich aber und meine Schwester hob. Nimm für uns Drei eben so viele andre Menschen. Ein Mädchen liebt, und wird geliebt. Ein edler Fremder lernt das Mädchen kennen. Er sieht ihre Vollkommenheit, und bezeugt ihr seine Achtung. Der Liebhaber wird eifersüchtig: er fürchtet, der Werth des Fremden kön-

ne Eindruck auf das Herz seiner Geliebten machen; diese Eifersucht ist der Bürge seiner Bescheidenheit, und seiner wirklich reinen, edlen Liebe für das Mädchen. Das Mädchen muß ihm seine Eifersucht danken; denn sie ist der Triumph ihrer Vortrefflichkeit.

„Dieser Fall, liebe Mutter, ist nicht mit mir gewesen; sonst würde Grubenthal . . .“

Wir wollen schon auf Grubenthal zurückkommen. Diese bessere Eifersucht ist das Kind jener besseren Liebe und der Bescheidenheit. Es giebt aber noch zwei andre Arten von Eifersucht; ich möchte sie die Eifersucht der Selbstsucht, und die Eifersucht der Sinnlichkeit nennen. Doch was thun Nahmen! Laß sie heißen, wie sie wollen; lerne sie nur kennen, mein Kind, um dich vor ihnen zu hüten! Erinnre dich des Kaufmanns, der eine sehr seltne Blume für einen ungeheuren Preis kaufte, und sie zertrat, damit er nur die einzige haben wollte. Es giebt Tausende solcher Menschen, die eifersüchtig auf Alles sind, was Andre mit ihnen haben. Solche elende, neidische, dürre Herzen giebt es in

der Freundschaft und in der Liebe. Ein selbstsüchtiger Mensch dieser Art will die Welt seyn, worin seine Geliebte lebt; sie soll außer ihm nichts lieben, wünschen, hoffen, wollen. Ein lächelnder Blick, den sie einem Andern zuwirft, ein freundliches Wort, das sie mit einem Andern spricht, das Mitleiden, das sie einem Unglücklichen erzeigt, die frohe Stunde, die sie durch einen Andern hat: das Alles ist Hochverrath an ihrer Liebe. Diese Eifersucht beweiset sonst nichts als einen elenden Egoismus, oder einen noch elendern Neid, und keine Liebe, gar keine Liebe. Ein solcher Mensch ist auf ein seltnes Gemählde, auf ein seltnes Musikstück, auf einen seltnen Schmetterling, auf ein Kunstwerk, eben so eifersüchtig, wie auf eine Geliebte, und kann den Schmetterling oder das Kunstwerk eben so feurig loben, wie er sie lobt. Liebe ist nur der Vorwand, wohinter er seinen Neid verbirgt, und ich würde von einer so rasenden Eitelkeit gar nicht reden, wenn man nicht auch diesem selbstsüchtigen Neide in der Liebe den Nahmen Eifersucht gegeben hätte.

„Die

„Diese Eifersucht hat Grubenthal doch wahrhaftig nicht, Mutter!"

Das will ich mit dir beschwören. — Nun giebt es noch eine dritte Eifersucht, die das Kind des Verdachtes und einer zu großen Sinnlichkeit ist. — Julie, es giebt Männer, die an keine Tugend des Weibes, die an keine Unschuld, an keine unbefleckte Reinheit der Sitten bei unserm Geschlechte glauben: entweder weil sie nie ein unschuldiges Herz fanden, oder weil sie selbst nicht mehr werth sind, eins zu finden. Du kennst die Sitten der großen Welt nicht; du beurtheilst die Unschuld der Weiber, die in ihr leben, nach den reinen, unschuldigen Sitten der Frauen und Mädchen, die hier mit uns die einsamen Schweizerthäler bewohnen, wo Unschuld und Treue der köstlichste Schatz aller Hütten sind; du weißt nicht, daß es ganze Stände giebt, bei denen Unschuld ein Spottname, und eheliche Treue eine Lächerlichkeit ist, wo man diese beiden Schutzengel der Tugend und der Glückseligkeit verachtet und sie recht gern den untersten Klassen der Menschen überläßt.

Ein in solchen Gesellschaften erzogener Mann verliert nach und nach den Glauben an weibliche Tugend, weil er nie eine fand; oder er selbst ist ausschweifend gewesen, und beurtheilt nun des Herz nach seinem eigenen, das nicht Stärke genug hat, dem kleinsten Reize zur Sinnlichkeit zu widerstehen. So fest ein solcher Mann auch glauben mag, daß Verderbniß der Sitten allgemein, und Erhaltung der reinsten Unschuld unmöglich sey: so wünscht er dennoch, an dem Mädchen, das er liebt, eine Ausnahme zu finden; denn das reine moralische Gefühl wird auch in dem allerverderbtesten Herzen nicht ganz vernichtet. Der Verdacht, daß es kein reines unschuldiges und treues Herz gebe, ist aber nun einmal in seiner Seele, und bleibt darin, mag auch die Geliebte so unschuldig, so heilig rein seyn, wie ein körperloser Geist. Er forscht, er spähet, er horcht. Das unschuldige Herz, die arglose Seele des Mädchens liegt immer vor seinen Blicken offen da; aber dennoch bleibt der Verdacht: denn wie viele Weiber schienen unschuldig, und waren es nicht! Ein

lächelnder Blick, den das Mädchen auf einen Mann wirft; ein unbedeutender Wink, den sie ihrem Mädchen giebt; ein Blatt Papier, das sie, wenn er kommt, verbirgt, weil es eine Quittung über ein Almosen ist, das ihr schönes Herz insgeheim austheilte; eine Rose, die sie sorgsam wartet; ein Band, das sie trägt und nicht von ihm hat: das Alles macht seinen Argwohn rege. Er tobt, er wüthet vor Rache und Haß, daß er betrogen ist. Die Geliebte beruhigt ihn; sie gesteht, warum sie dem Mädchen winkte; sie zeigt ihm die Quittung über die Wohlthat; sie erzählt ihm, daß die Rose ein Geschenk ihres Vaters, und das Band ein Angebinde ihrer Freundin war; sie liest ihm die Briefchen vor, die sie mit beiden Geschenken erhielt. Er erstaunt über seinen Irrthum, fällt vor ihr nieder, küßt ihre Hände, und schwört, nie wieder eifersüchtig zu seyn. Das Mädchen vergiebt ihm zum tausendsten Male, weil sie seine Eifersucht als einen Beweis seiner Liebe ansieht, da sie vielmehr nur ein sichrer Beweis ist, daß er sie für eine verworfene Person hält, und ein sehr wahrscheinlicher Beweis, daß er

selbst seine Unschuld verloren hat. Doch, das thut nichts. Das Mädchen verzeihet, weil sie ihn liebt. Endlich redet sie mit einem jungen Menschen, den nur die verworfenste, elendeste Person ihres Geschlechtes reitzend finden könnte, da er ihr Dienstbote, ein gemeiner Mensch ohne Sitten, ohne Bildung, da er ein Gartenknecht ist. Der Geliebte sieht es, und tobt. Er beschuldigt die Geliebte eines Verständnisses mit diesem Menschen; und sie verzeihet ihm, weil diese entehrende Eifersucht in ihren Augen doch ein Beweis von Liebe ist! ... Du weinst, Julie? — Ich bin fertig.

Julie stand auf, und ging schweigend, in sich vertieft, den Gang hinunter. Nach einigen Minuten kam sie zurück, und setzte sich wieder zu ihrer Mutter. „Itzt," hob sie traurig an, — „itzt erlauben Sie mir einige Fragen. Meinen Sie, liebe Mutter, daß Grubenthals Liebe nichts als Sinnlichkeit ist?"

Vielleicht wäre es dir gut, wenn du das glaubtest; ich will aber wahr gegen dich seyn. Ja, seine Liebe zu dir ist mehr als Sinnlichkeit. Er schätzt deinen Verstand, er freuet sich über

deine Talente, er achtet dein edles, mitleidiges, großmüthiges Herz. Was ihm allein fehlt, ist Vertrauen zu dir; aber Vertrauen, meine Julie, ist die schönste Blüthe der Liebe. Woraus auch die Liebe bestehen mag; fehlt ihr lebendiges, festes, unerschütterliches Vertrauen, so ist sie wie ein schöner, starker Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind: ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen.

„Und kann man ohne dieses Vertrauen schlechterdings nicht glücklich seyn?"

Kann nicht eben dieser Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind, zufällig von Windstößen verschont bleiben? Wer möchte aber sein schönstes, sein einziges Blumenbeet dicht bei diesem Baum anlegen, weil es doch möglich ist, daß er nicht von einem Sturme niedergestürzt wird? — Der kleinste Zufall, ein Lächeln, ein Blick, ein Wort, eine Gesellschaft kann den Verdacht der Eifersucht rege machen, andere Zufälle können ihn verstärken, und die zärtlichste Liebe, die reinste Unschuld, schützen nicht mehr gegen den wüthenden Haß, den der Verdacht erregt hat. —

Hast du nicht den Mohren von Venedig gelesen?

„Ein schönes Gedicht soll doch nicht beweisen, liebe Mutter?"

Es ist schön, weil es wahr ist. Kannst du behaupten, daß nicht Alles hätte eben so geschehen können, daß nicht ähnliche Zufälle für dich möglich sind? . . . Hast du noch keine Beweise, daß weit größere Kleinigkeiten seine Eifersucht erregt haben?

„Und wenn ich ihm nun Beweise meiner innigsten Liebe gebe?"

Desto wüthender wird, sobald er einmal Verdacht hat, sein Zorn seyn, daß er so listig betrogen ist. Jahre voll der innigsten Liebe, der festesten Treue, die auffallendsten Beweise der reinsten Unschuld verschlingt der wüthende Verdacht in einem Momente. Desdemona liebte den Mohren, und war unschuldig. Schützte sie das vor seinem Dolche?

Julie schien nachzudenken. Dann küßte sie ihrer Mutter die Hand, und verließ sie, ohne ein Wort zu sagen. Sie konnte sich zwar nicht abläugnen, daß alles so war, wie die Mutter

es darstellte; allein dennoch erhob sich in ihrem Herzen eine sehr laute Stimme dagegen, und durch die erste Versicherung, die Grubenthal ihr von seiner zärtlichen Liebe gab, erlosch die Hälfte des Eindrucks, den der Rath ihrer Mutter auf ihr Herz gemacht hatte. „Es wird so gefährlich nicht seyn," sagte sie zu sich selbst. „Wie kann der Mund, aus dem ich so viel Angenehmes höre, mir je Vorwürfe machen, je in Verwünschungen gegen mich ausbrechen! Es ist nicht möglich!"

Einige Tage nachher erhielt Julie ein Billet von ihrer Jugendfreundin Klaire, einer jungen Nonne im Kloster Fischingen, die erst vor zwei oder drei Monaten eingekleidet war. Klaire bat ihre Julie, sie auf einige Tage zu besuchen. Das Billet war so traurig, so schwermüthig, so kummervoll, und die Bitte um den Besuch so dringend, daß Julie nicht widerstehen konnte. Sie bat ihren Vater um Erlaubniß, erhielt sie, und eilte, ohne dem Geliebten ihre Reise anzukündigen, nach Fischingen, an das Herz ihrer unglücklichen Klaire.

„Ach, meine geliebte Julie!" rief Klaire ihrer Freundin mit Thränen in den Augen entgegen, und sank voll Schmerz an ihre Brust; „ach, so kommst du endlich? So seh' ich doch Einmal ein Gesicht aus jenen glücklichen Zeiten wieder? so hör' ich doch endlich eine fröhliche Stimme, vor der mein Herz nicht erschrecken darf? Ach!" setzte sie leise hinzu; „ich bin sehr unglücklich, meine Julie."

Familien-Verhältnisse hatten Klairen aus den Armen einer geheimen Liebe in die öden Mauern des Klosters gerissen. Jetzt erst — ach, zu spät! — hörte Julie von der Liebe ihrer Freundin. Sie konnte ihr nichts mehr geben als ein unfruchtbares Mitleiden, nicht einmal Hoffnung; nur den elenden Trost, Geduld, ihr wünschen.

Die beiden Mädchen saßen in den dunklen Fichten des Klostergartens. Julie versuchte mit bebender Stimme, mit Blicken, die selbst ein trostloses Herz verriethen, das arme Mädchen zu trösten. Klaire schüttelte den Kopf, und sagte: „nein, Julie; trösten kannst du mich nicht: dazu bat ich dich nicht zu kommen; ich wollte

mich noch einmal mit dir unsrer Jugendfreuden erinnern. Hier endet nur der Tod den Gram. Ich bin auch nicht die Einzige, die hier seufzet. Hunderte haben hier vor mir geseufzet, Hunderte werden noch hier seufzen, wenn längst das Grab mich und meinen Kummer bedeckt."

So saßen die beiden Mädchen, bis die Glokke Klairen zum Chore rief. Am Abend führte Klaire mit schwärmerischer Innigkeit Julien in eine abgelegene kleine Zelle. „Komm, Liebe. Ich muß dir doch den Ort zeigen, wo ich meine süßesten Thränen weine." Sie öffnete die Thür einer Zelle, worin ein kleiner Altar mit einem Gemählde stand, und die eine Lampe nur sparsam erhellte.

Klaire sank mit Innigkeit vor dem Altare auf die Kniee, erhob die großen, blauen, thränenvollen Augen zu dem Gemählde, und streckte die Arme zu ihm empor. Julie betrachtete das Gemählde, das von dem Lichte der Lampe am meisten erhellt war. Ein schönes junges Weib, in einem Schwesterkleide, wurde durch Engel von steilen Felsenhöhen, auf denen eine Burg stand, zur Erde herabgetragen. Juliens lächeln-

de Blicke hingen lange an diesem holden, unschuldigen, liebevollen, blassen Gesichte.

„Hier," sagte Klaire, und reichte Julien die Hand — „hier, in dieser Zelle, wo die Unglückliche (sie zeigte auf das Bild) zwanzig Jahre weinte; hier, wo der Fußboden noch ihre Thränen hat, die Mauern noch ihre Seufzer in sich fassen: hier, Julie, ist mein Kummer süß. Jeden Abend sink' ich vor diesem Altare auf die Kniee, und bete zu Gott, mir die Stärke zu geben, welche diese Frau besaß. Durch den Anblick dieses geduldigen, schönen Gesichtes fühl' ich mich getröstet und erquickt. Hier bring' ich meine Abende zu, und lese die Geschichte des edlen, von dem Himmel wunderbar erhaltnen Weibes, um mich zu belehren, wie viele Stärke das Herz hat; und ach! dann schäme ich mich, daß ich so schwach bin."

Wer ist die Heilige? fragte Julie leise, und heftete noch immer ihre Blicke auf das Bildniß.

„Keine Heilige, Julie; es war ein Weib, schwach und sündlich, wie ich und du. Der Altar ist allen guten Engeln gewidmet, die der verfolgten Unschuld beistehen."

Und du kennst ihre Geschichte, Klaire? O, ich bitte dich, erzähle mir! — Beide setzten sich auf eine Betbank, und betrachteten das Gemählde noch immer.

„Dies holde, schöne Weib," fing Klaire an, „hieß Idda, und war die Tochter des Freiherrn von Kirchberg. Sie lebte vor mehreren hundert Jahren, in den unglücklichen Zeiten, als die Barone der Schweiz einander unaufhörlich befehdeten. Idda war das schönste Mädchen ihrer Zeit. Ihre unwiderstehliche Schönheit, aber noch mehr ihre holde Sittsamkeit und die fleckenlose Unschuld ihres Herzens machten sie allen Rittern werth. Betrachte nur ihr Gesicht, Julie! . . . Sie beschäftigte sich in der einsamsten Stille auf der Burg ihres Vaters mit der Spindel und mit den Sorgen der Haushaltung. Ihre Freude waren die Wohlthaten, welche sie unter die Armen vertheilte, und ihre Harfe. Sie zog nicht nach Bern oder Zürich auf die Stechen, wie die Töchter der andern Ritter zu jenen Zeiten; auch tanzte sie niemals auf den Burggelagen ihres Vaters. Einsam blieb sie mit ihren Mägden in ihrer Kammer; sie war

zu züchtig, in dem Kreise der damals so wilden, so frechen Männer sich sehen zu lassen. Die Armen allein, die Unglücklichen auf den Gütern ihres Vaters, kannten sie; die Ritter hörten nur das Lob ihrer Schönheit, ihrer Güte, und ihrer züchtigen Sitten."

„Der junge Graf Heinrich von Tokenburg, ein Freund und Bundesritter von Idda's Vater, war oft in Kirchberg gewesen; aber nie hatte er die schöne Idda gesehen, von der das Hofgesinde immer mit der zärtlichsten Bewunderung sprach. Er wurde neugierrg, das züchtige Mädchen kennen zu lernen. Nun verkleidete er sich in einen Pilger, hängte einen langen, falschen Bart an sein Kinn, färbte sein Gesicht blaß, und ging so, mit der Harfe, die er vortrefflich spielte, zu der Burg seines Freundes Kirchberg. Hier setzte er sich auf die Pilgerruhe, und sang zu der Harfe. Nicht lange, so war er von dem Hofgesinde umgeben, das seine schöne Stimme und sein schönes Spiel anlockten; aber die schöne Idda sah er nicht. Jetzt erzählte er dem staunenden Hofgesinde eine Fabel von den Leiden, die er erfahren hätte. Alle

horchten mit nassen Augen, und alle holten dem Unglücklichen Erquickungen.

Jetzt kam auch Idda; sein Gesang hatte sie nicht gelockt, aber sein Unglück, um das sie ihn nun mit einer tröstenden Stimme befragte. Der kühne Graf verstummte bei dem Anblick so vieler Schönheit. Er empfing aus Idda's Händen eine reiche Wohlthat, und nahm zugleich den brennendsten Pfeil einer heftigen Liebe in seinem Herzen mit weg."

„Nach einigen Tagen kehrte er in seiner wahren Gestalt nach Kirchberg zurück. In einer vertraulichen Stunde entdeckte er dem Vater Idda's seine Liebe zu der Tochter, die List, durch welche er sie gesehen hatte, und den Wunsch, ihre Hand zu erhalten. Kirchberg führte den jungen schönen Mann in Idda's Zimmer. Hier, meine Tochter, sagte er lachend, bringe ich dir den alten Pilger, der dir mit seiner Unglücksgeschichte so viele Thränen entlockt hat. Er mag sehen, ob er in seiner wahren Gestalt dich noch einmal rühren kann. Es ist der Graf Heinrich von Tokenburg! — Und nun ließ er den Grafen mit seiner Tochter allein."

„Noch stummer, als das erste Mal, stand jetzt der junge Graf vor dem holden Mädchen, das ihn in einer schönen Verwirrung begrüßte. Er bat mit Blicken voll Liebe und Ehrfurcht, daß er sie zuweilen sehen dürfte; und Idda erlaubte es. Bald sahen sie einander dann alle Tage. Ihr Umgang wurde Freundschaft, dann Vertrauen und Liebe. Endlich warb Heinrich bei Idda um ihre Hand und ihr Herz. Sie antwortete, was einem züchtigen Mädchen nach den Sitten ihrer Zeit geziemte; doch zeigten ihr holdes Erröthen, ihr sanftes Zittern, und ein leiser Seufzer, daß der schöne Graf Heinrich ihren Augen gefallen hatte."

„Ein Jahr lang warb der Graf um Idda's Hand; ihr Herz hatte er schon lange. Endlich sprach der Vater Amen. Nun bot Idda dem brennenden Jüngling die jungfräuliche Lippe zum Kusse der Liebe. Er verging beinahe vor Entzücken; denn sieh, Julie, sieh! wenn dieses Bild lebte! . . ."

„Der Graf führte nun die schöne Braut zu seiner Familie. Sie zeigte sich jetzt zum ersten Mal unter den Rittern, und du kannst leicht

denken, wie bald und wie geschäftig die jüngeren unter ihnen sie umschwärmten. Sie sah das, ohne darauf zu merken, weil ihr ganzes Herz dem Grafen Heinrich gehörte. Auch nicht die mindeste Eitelkeit regte sich bei dem Anblicke der bewundernden Ritter in ihrem demüthigen Herzen; und dennoch ward Graf Heinrich eifersüchtig."

Eifersüchtig? wie konnte er das werden?

„Die Sitten der damaligen Zeit waren zügellos; und er schloß von den Mädchen, die er kannte, auf seine Idda. Genug, er war eifersüchtig. Jeder freundliche Blick, den Idda auf einen Ritter warf, jedes Wort, das sie gezwungen mit einem reden mußte, zog ihr Vorwürfe von dem geliebten Grafen zu. Er quälte sie mit bitterem Verdacht, und sie ging früher auf die einsame Burg ihres Vaters zurück, als selbst Heinrich es gewollt hatte."

Wahrscheinlich, um seine Eifersucht zu heben. Das gute Mädchen!

„Höre nur, Julie! Idda's Vater war in einer blutigen Fehde gegen den Grafen von Kiburg begriffen. Ein feindseliger Haß hatte bei-

de Häuser schon Jahre-lang getrennt, und sich von den Vätern auf die Kinder vererbt. Auch lag der Haß der Grafen von Kiburg schwer auf dem Hause Tokenburg, das schon lange mit Kirchberg im Burgrecht stand. Durch neue Streitigkeiten war der alte Haß mit neuen Ursachen zu Feindschaft entflammt worden, und alle drei Familien hatten einander Tod und Verderben geschworen. Die Heere standen gegen einander, und der junge Graf von Kiburg, der einzige Sohn seines Hauses, war an der Spitze des seinigen. In einem Treffen wird er von seinen Leuten getrennt. Idda's Vater und Bräutigam stoßen auf ihn, als er so eben einen Felsen hinan klimmen will, um sich zu retten. Sie rufen ihm zu, sich zu ergeben. Der junge, muthige Graf zieht sein Schwert, und wird, nach einem langen Kampfe mit seinen beiden Feinden, von ihnen niedergehauen."

„Denke dir, Julie, den Schmerz, die Wuth, den Haß des Vaters, als die Nachricht ankommt, daß sein einziger Sohn, die Hoffnung seines Alters, der Erbe seines Namens, der Stolz der Kiburge, durch die Hand seines bitter-

tersten Feinde gefallen sey! Der alte, gebeugte Greis vergießt keine Thräne; er springt wüthend auf, fordert seine Waffen, und schwört den fürchterlichsten Eid, daß er sich rächen, daß er sein Schwert nicht eher niederlegen will, als bis er seine Hände in dem Blute seiner Feinde und aller ihrer Anverwandten gewaschen habe. Der Zorn erstickt den Schmerz, die Hoffnung der Rache das Gefühl des Verlustes; er hat nicht Zeit zu weinen, so lange die Mörder seines Sohnes noch athmen und frohlocken. Der Schmerz wird bei ihm ein besonnener Entschluß, seinen Feinden wehe zu thun. Er rüstet sich furchtbar, lächelt, wenn er von ihrem Frohlocken hört, und trifft noch durchdachtere Anstalten zur Fehde. Es scheint, als habe sich die jugendliche Kraft seines Sohnes mit der besonnenen Klugheit seines Alters vereinigt."

„Kirchberg und Tokenburg hören von den fürchterlichen Anstalten, von dem Schwure des Greises, und lächeln. Idda allein, die arme Idda, bebt vor dem Zorne des erbitterten Vaters. Sie schwimmt in Thränen, weil schreckliche Träume und fürchterliche Ahnungen sie im

Wachen und Schlummern erschrecken. Nie kann sie ihren Vater, ihren Geliebten ansehen, ohne Thränen zu vergießen; nie denkt sie an den erbitterten Greis, ohne zu schaudern und den Geliebten in ihren Armen zu verbergen.

Der Tag des Abzuges kommt näher. Idda schwimmt in Thränen der Verzweiflung; sie kann ihren Vater und ihren Geliebten nicht aus den Armen lassen, wirft sich knieend in den engen Weg, der die Burg hinab führt, und ist untröstlich, als sie gehen. Noch unten am Vorprunge hört Graf Heinrich ihre Klagen, die Stimme der Liebe, die sein Triumph ist." —

„Sie ließen die jammernde Idda auf der wohlverwahrten Burg, und zogen gegen das Heer ihres Feindes. Ihr Angriff war heftig, aber der Widerstand noch heftiger. Der feindselige Greis zeigte sich überall wie ein rächender Würgengel, und sein Schwert durchbrach die dicksten Haufen. Kirchberg! rief er mit schrecklicher Stimme: Tokenburg! wo seyd Ihr, Mörder meines Sohnes? Endlich fand der Greis den jungen Grafen von Tokenburg. Ich oder du! rief er mit blutgierigem Grimme, und

hob das blitzende Schwert. Tokenburg, der niemals Furcht gekannt hatte, zitterte jetzt; es war, als ob der blutige Schatten des erschlagenen Sohnes den Greis umschwebte und ihn beschützte. Vorsichtig und schonend focht der junge Graf; gewaltig traf des Greises Arm. Jetzt wurde Tokenburgs Kopf von dem Schwerte des rachedürstenden Vaters getroffen, und er taumelte; denn der Schlag hatte ihn betäubt, obgleich nicht verwundet. Rache, Sohn! rief der Alte wild. Noch ein Schlag; und Tokenburg sank kraftlos vom Pferde. Nehmt ihn! rief der Alte seinen Leuten zu; euer Kopf soll für ihn bürgen. Fort! bringt ihn nach Kiburg! Und nun, gerechter Gott im Himmel, gieb mir auch den andern Mörder! — Er sprengte davon, um Idda's Vater zu suchen."

„Nach Tokenburgs Falle flohen seine Schaaren. Kirchberg war schon im Anfange des Treffens verwundet, und dann in Sicherheit gebracht worden. Seine fliehenden Schaaren stießen zu ihm mit der schrecklichen Nachricht, daß Graf Heinrich gefangen sey. Gefangen? rief er, warf den Helm über, bestieg sein Pferd,

und wollte wieder vorwärts; aber die nachdringenden Feinde schlugen alles in die Flucht, und er mußte sich auf die Höhen retten."

„Er konnte sich nicht mehr im offnen Felde halten, und zog sich mit seinen Leuten nach Kirchberg zurück; doch eh' er ankam, verbot er Allen, von Tokenburgs Gefangenschaft zu reden. Idda eilte ihm weit in das Thal entgegen. Als sie ihn allein, und den geliebten Heinrich nicht neben ihm sah, da wurde sie bleich, da schwankte sie, und fiel in die Arme des hinzu eilenden Vaters. Eine falsche Nachricht von Heinrichs Wohlseyn beruhigte sie ein wenig; doch trauerte sie noch immer, daß er so lange ausblieb. Einige Tage nachher, als Idda bei ihrem Vater saß, und er ihr noch einmal versichern mußte, daß Heinrich nicht todt und nicht verwundet sey, öffnete sich die Thür des Saales, und es trat ein Bote in Kiburgs Farbe herein."

„Der Graf Kiburg, rief dieser laut, läßt Euch, Ritter Kirchberg, melden, daß er heute über acht Tage Blutgericht hegen wird über den Grafen Heinrich von Tokenburg. Auf dem

Grabe seines ermordeten Sohnes soll der Graf Tokenburg unter des Henkers Hand das Leben verlieren, zur Blutrache des jungen Grafen von Kiburg!"

„Der Freiherr von Kirchberg erwiederte kein Wort; er faßte die Tochter, die mit einem Jammergeschrei niedersank, in seine Arme. Nach langem Warten fragte der Bote endlich: was soll ich dem Grafen Kiburg von Euch antworten? — Der stolze Troz des Ritters war gebrochen; mit einem flehenden Weinen sagte er: melde dem Grafen von Kiburg, was du hier siehst, und bitte ihn in meinem Namen um Erbarmen mit einem unglücklichen Vater!"

„Der Bote ging, mit Thränen des Mitleids in den Augen."

O Klaire! Die unglückliche Idda! was sagte sie? was that sie?

„Was konnte sie anders thun als jammern! Immer sah sie das fürchterliche Grab vor Augen, immer sah sie den geliebten Jüngling auf dem Grabe knieen, und den Henker mit dem Richtschwert hinter ihm. Kein Trost, kein Zureden half; sie fiel aus einer Ohnmacht in

die andre, und rief, so oft sie sich erholte: heute über acht Tage! Ihr trostloser Vater verschloß sich in sein geheimstes Zimmer, und sprach mit keinem Menschen. Er sah seine Idda schon als todt an, und wollte wenigstens den elenden Trost haben, sie nicht sterben zu sehen. So hatte der Jammer schon zwei Tage lang alle Herzen auf der trauervollen Burg gemartert. Am dritten sagte der Mönch zu Idda: was hilft das Klagen, meine Tochter? Laß uns handeln! Wir können ihn nicht retten; laß uns für ihn beten! — Laß uns handeln: diese Worte hatte Idda gehört. Mit wilden Blicken sah sie den Burgmönch starr an, und rief langsam, so dumpf wie aus einem Abgrunde hervor: handeln! Sie begab sich in ihr Zimmer, nahm einen Sessel, überlegte, stand dann auf, und ging mit festen Schritten auf und nieder. Handeln! ja, handeln! rief sie zu wiederholten Malen. Am folgenden Tage saß sie in einem düstern, verschlossenen Schweigen, und ihre Augen rollten wild. Bald lächelte sie, bald rang sie die Hände. Um Mittag warf sie einen großen Schleier

über, hüllte sich in einen Mantel, und verließ die Burg mit schnellen Schritten."

Man glaubte, sie wollte, wie oft, in den Garten gehen; sie ging aber, fest entschlossen, mit Heinrich zu sterben, oder ihn zu retten, den Weg nach Kiburg. Spät am Abend kam sie in dessen Nähe, und hier erzählte ihr ein Landmann von dem nahen Tode des jungen Grafen Tokenburg. Eben dieser Landmann sagte ihr auch, daß ihr Geliebter in den Gewölben unter einem festen Thurme säße. Sie hörte die Nachricht kalt an, und bat den Landmann, ihr den Thurm zu zeigen. Er begleitete sie durch die Felsenpfade bis an eine Stelle, wo sie ihn sehen konnte; und nun eilte sie allein vorwärts. Die Wächter, die zwischen Ruinen an einem Feuer saßen, standen voll Ehrfurcht auf, als sie kam; denn ihre Gestalt hatte etwas Himmlisches."

„Sie schlug den Schleier zurück, der ihr Gesicht bedeckte, und die rauhen Männer erstaunten vor ihrer Schönheit. Ihr seyd Menschen, hob sie mit einer unbeschreiblich rührenden Anmuth in der Stimme an. Ich bin

höchst unglücklich; aber, Gott Lob! ihr seyd Menschen. Mein Unglück ist so groß, so schrecklich, daß ich euern Gefangenen um den Tod beneide, der ihn erwartet. Starr, als ob sie einen Geist vor sich sähen, standen die Männer da. Was verlangt Ihr von uns, edle Jungfrau? fragte endlich einer von ihnen."

„Euer Gefangener, sagte sie nun in einem Tone, der das Herz durchbohrte, ist der Graf Heinrich von Tokenburg, ein edler, unschuldiger Mann. Ich bitte euch nicht, ihn zu retten: das dürft, das könnt ihr nicht; es wäre gegen euren Eid. Aber gebt mir, was ihr dürft und könnt, und Gott wird es euch an dem letzten Gerichtstage mit Barmherzigkeit belohnen!"

„Was verlangt Ihr von uns? fragten sie Alle. Dürfen wir, so wollen wir gern Euch dienen."

„Erst lernet mich kennen, mich, Ihr guten Leute! Ich bin Idda von Kirchberg, die verlobte Braut des gefangenen Grafen. — Starr sahen die Wächter sie an, und es trat ein stilles Mitleiden in ihre Augen. Die schö-

ne, die gute, die wohlthätige Idda! flisterten Einige. Gott erbarme sich der Unglücklichen! sagten Andere. Erbarmet ihr euch meiner, und Gott hat sich meiner erbarmt! fuhr Idda fort. Ja, ich bin die unglückliche Idda, die Braut des Mannes, der in vier Tagen vor Gott steht, und euch fürchterlicher anklagen wird, als seinen Mörder, wenn ihr ihm die letzte Barmherzigkeit verweigert, wenn ihr ihm den Tod zu einer Qual der Hölle macht."

„Wir, edles Fräulein, sind nicht seine Feinde. Ihr solltet nur das Gespräch gehört haben, das wir noch eben führten, als Ihr kamt. Wir Alle bedauern ihn."

„Nun, so werdet ihr mir meine Bitte nicht abschlagen. Seht! in einer glücklichen Stunde, als der Graf noch bei mir war, als er mir die Hand drückte, und ich die seinige — ach! ihr glaubt nicht, wie ich ihn liebe, und wie er mich liebt! — Den Wächtern traten bei diesem Anfang Thränen in die Augen. Idda fuhr fort: Wir sprachen von der Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale. Da sagte der Graf zu mir: Idda, wir wollen ein-

ander treu bleiben bis in den Tod, es gehe uns, wie es gehe! Seht, meine Freunde, das sagte er mir, als ob ihm sein naher Tod geahnet hätte. Nun redeten wir mit einander ab: wenn Einer von uns dem Tode nahe wäre, so sollte der Andere ihn noch einmal besuchen, er möchte seyn, wo er wollte, und wenn es im Mittelpunkte der Erde wäre. Das versprachen wir einander, und nahmen das Abendmahl darauf, unser Versprechen zu halten. Ich weiß, daß er sterben muß. Allein ruhig kann er nicht sterben, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe; und auch ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich mein heiliges Versprechen nicht gehalten habe. Laßt mich ihn eine Stunde sehen! Das dürft ihr, das könnt ihr. Schlagt der unglücklichen Idda diese Bitte nicht ab; es würde sein und mein Herz brechen, und wir verklagten euch an dem Weltgerichte." —

„Du siehst leicht, Julie, daß die ohnehin schon mitleidigen Wächter diese feierliche Bitte nicht abschlagen konnten. Anfangs trugen sie wohl noch einiges Bedenken; allein Idda's

Beredtsamkeit besiegte alle Hindernisse. Sie schlossen die Thür des Thurmes auf, und zündeten eine Lampe an. Nun führte einer die unglückliche Idda eine lange Treppe hinab. Hier öffnete er abermals eine eiserne Thür, und führte Idda dann endlich durch lange unterirdische Gewölbe, bis vor den schmalen, niedrigen Eingang des Kerkers. Der Trost Gottes gehe mit Euch, mein frommes Fräulein! sagte der Mann, als er aufschloß, und ließ Idda hinein."

„Bei dem schwachen Schimmer, den die Lampe verbreitete, erkannte Heinrich seine Geliebte nicht sogleich. Als er sie aber erkannte, als er den Ton ihrer Stimme hörte, ihr seine Arme entgegenbreitete, sie sich hineinstürzte, ihn an ihr Herz drückte; als die Vergangenheit, die Gegenwart, die fürchterliche Zukunft vor dem Gefühl ihrer Liebe entflohen war: Julie! der Graf Kiburg würde, wenn er es gesehen hätte, noch jetzt seinen Gefangenen beneidet haben. Kannst du dir die hinreißenden Gefühle der beiden Liebenden denken, Julie? Ach, wenn die Mauern dieses Klosters zusam-

menstürzten, mein Klostergewand von mir abfiele, mein Geliebter zu mir hereinflöge, und mit froher Eil mir zuriefe: du bist frei, Klaire! und dann . . . O Julie, ich kann es mir denken, was die liebende Idda, was der Graf bei ihrer ersten Umarmung fühlten. Ach, durch meine Mauern dringt kein Fuß ein! Mein Kerker ist der allmächtigen Liebe unzugänglich!" —

„Idda blieb lange an des Geliebten Brust, und das Gefängniß war ihnen der Garten des Paradieses geworden; denn welche Hölle würde durch die Liebe nicht ein Himmel! . . . Endlich, als die Heftigkeit des ersten Entzükkens vorüber war, fragte der Graf, wie Idda zu ihm käme. Sie erzählte ihm, wie sie die Thurmwächter überlistet hatte. Mich noch einmal vor meinem Tode zu sehen? sagte der Graf schwermüthig: recht, meine Idda; dazu kamst du! Ach, schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben; und jetzt wünschte ich fast, ich hätte den Trost nicht gehabt: denn wer kann dich sehen, und nicht zu leben wünschen! O Idda! jetzt muß ich den furchtbaren Kampf

des Todes noch einmal kämpfen! Grausames Mädchen!"

„Ich bin gekommen, dich zu sehen und dich zu retten, Tokenburg."

„Mich zu retten? zu retten? Idda, spotte eines Sterbenden nicht!"

„Dich zu retten, mein Heinrich! Fest entschlossen, dich wider deinen Willen zu retten, wenn es seyn muß. Ich habe, ich liebe mein Leben nur, um das deinige zu erhalten. Nicht du, nicht das Flehen einer ganzen Welt, kann meinen Entschluß erschüttern. Ich bin ruhig, Tokenburg, sehr ruhig; denn mein und dein Loos ist bestimmt. Fester, gewisser kann es der Engel des Schicksals nicht bestimmt haben. Glaube mir das, mein Trauter!"

„Idda, dein Auge blitzt, als ob du hier Königin wärest; aber es wird die Mauern nicht niederblitzen. Wie willst du mich retten? wie diese Mauern öffnen?"

„Ich bin hier Königin, oder das Opfer des blutigsten Todes. Dein ist die Wahl. Höre mich, mein Geliebter! Als die Nachricht von deinem Schicksal ankam, sank ich in trostloser

Verzweiflung hin. Ich war schwach wie ein Kind. Alle meine Kraft hatte mich verlassen; nur meine Liebe nicht. Der Kummer hätte mein Herz gebrochen, ohne daß für deine Rettung das Mindeste geschehen wäre. Da sagte unser Mönch: was hilft das Klagen? Laß uns handeln, Idda! Wir können ihn nicht retten; laß uns für ihn beten! — Laß uns handeln, Idda! Es war als ob ein guter Geist mir die Worte gesagt hätte. Ich ging allein, und betete; aber ich fühlte, daß auch beten nicht handeln heißt, wenn man noch Kraft hat. Handle, Idda, und laß den Schwachen beten! so rief eine Stimme unaufhörlich in meinem Innern. Ich überlegte, ich sann; mein Entschluß ward gefaßt, und nun goß sich eine wundervolle Ruhe in meine Seele. Ich fühlte, daß Gottes Segen mit meinem Entschlusse seyn würde, und ging ohne Begleiter hieher. Unterweges erzählte mir ein Landmann dein fürchterliches Schicksal. Ich hörte ihm ruhig zu, und lächelte, als er mir den Thurm zeigte, worin du sitzest. Jetzt kam es darauf an, deine Wächter zu bereden, daß sie mich zu dir

ließen. Ich überdachte, was ich ihnen sagen müßte, um sie zur Erfüllung meines Wunsches zu bewegen. Mit einer ruhigen Besonnenheit, die des Himmels Gabe war, die mein Herz sich nicht selbst geben konnte, sagte ich es ihnen, und sie ließen mich zu dir. Hätten sie es mir abgeschlagen, so würde ich sie mit diesem Dolche in der Hand gezwungen haben. (Sie zog einen Dolch aus ihrem Busen, zeigte ihn dem Grafen, und verbarg ihn wieder.) Die Hälfte deiner Rettung ist geschehen; denn ich bin bei dir. Unterbrich mich nicht, mein Geliebter! Ich will dir meinen Entschluß ganz sagen, und dich dann reden lassen. Jetzt ziehst du meine Kleider an, hüllst dich in meinen Mantel, und wirfst meinen Schleier über. Mir giebst du deinen Panzer, und hilfst mir ihn anlegen. Ich bedecke mein Gesicht mit deinem Helm; dann rufe ich den Wächter. Du gehst, anstatt meiner, hinaus, und bist gerettet. O, ich bitte, unterbrich mich nicht, und höre! Du eilst nach Kirchberg, sammelst heimlich eine Schaar von Reisigen, schleichst morgen bei Nacht hieher, überfällst die Wächter,

sprengst die Thüren, rettest deine Idda, und wir gehen, einer des andern Retter, aus den Armen des Todes zu dem Altare, und schwören einander da noch einmal ewige Treue. Das, mein Geliebter, ist der feste, unerschütterliche Entschluß deiner Idda. Nun rede! Aber glaube nicht, mich zu bewegen!"

„Der Graf Tokenburg sank zu den Füßen der edelmüthigen Idda nieder, und küßte mit ehrfurchtsvoller Liebe ihr Gewand. O, meine Geliebte! rief er, vor Entzücken außer sich. — Du willst? fragte sie fröhlich, und hob ihn auf an ihre Lippen. Idda, sagte er, ich will, so lange noch ein Gedanke in meiner Seele ist, nichts denken, als deine großmüthige Liebe. Aber, dich hier lassen — das ist unmöglich. Geh, Idda, geh! Deine Liebe bringe eine Schaar von Männern zusammen; deine hohe Seele wird sie unüberwindlich machen. Laß mich hier deiner Hülfe harren! Dein Vater wird alles besorgen. Geh, meine großmüthige Idda! eile, mich zu retten!"

„Mein Vater ist verwundet, und der Schrekken hat ihn krank gemacht. Er kann dein Ret-

ter

ter nicht seyn; der Himmel hat mich dazu bestimmt, und dich, deine Idda wieder zu retten. Wer sonst, als du, soll die Männer anführen? wer die Wächter besiegen? Was ich kann, will ich thun: einige Stunden für dich gefangen sitzen. Mir werden die Männer nicht folgen, Heinrich; man wird mich nicht wieder von der Burg lassen, und geheim muß doch Alles bleiben. Du bist verloren, wenn du mir nicht folgst. O, mein Geliebter, gönne mir die Freude, dich gerettet zu haben!"

„Der Graf nahm die Lampe von der Kette, an der sie hing, faßte Idda's Hand, und beleuchtete den nassen Boden. Siehst du die Kröten, Idda? siehst du das ekelhafte Gewürm, die alten Einwohner dieses Kerkers? Schaudert dich nicht? Und hier sollte ich dich allein lassen, in diesem schrecklichen Aufenthalte der Verzweiflung? Hier, hier hättest du den Muth, allein zu bleiben? Unmöglich! . . . Geh, Idda, und rette mich!"

„Vergißt du, sagte Idda lächelnd, — vergißt du, daß ich die Wächter mit dem Dolche zwingen wollte, mir dein Gefängniß zu öffnen?

vergißt du, daß dieser Dolch für mein Herz bestimmt ist, wenn du nicht folgen willst? Wer den Tod nicht fürchtet, kann in einer Löwengrube ruhig seyn. Weigre dich nicht länger, mein theurer Heinrich!"

„Nun, so erfahre denn, Idda, daß Rettung hier beinahe unmöglich ist. Die Wächter sind zahlreich und wohl bewaffnet, die Wege nach Kirchberg hin sicher besetzt, und Kiburg ist ganz nahe. Setze auch den unwahrscheinlichen Fall, daß ich mit meinen Männern unbemerkt bis hier heran komme, so giebt ein Ton des Heerhorns den Kiburgern das Zeichen. Zwanzig Schritte von hier liegt eine ganze Schaar bewehrter Krieger. Denke, ich würde zurückgeschlagen, (und ich kann mir doch nicht verhehlen, daß es möglich ist); denke, du hofftest morgen in der Nacht auf mich, und ich bliebe aus! Du hier allein! Unmöglich, Idda!"

„Du sagst mir nichts Neues. Das Alles wußte ich, als ich hieher kam. Ich selbst halte die Rettung durch Gewalt beinahe für unmöglich; aber doch nur beinahe. Sie ist vielleicht möglich; und dieses Vielleicht ist we-

nigstens des Versuches werth. Oder meinst du nicht? . . . Ich bleibe hier."

„Und wenn die Rettung nicht gelänge! Denke! du, Idda, du bliebest in den Händen des blutgierigen Kiburg! du müßtest für mich sterben! Idda!"

„Dünkt dich Sterben so schwer, Ritter Heinrich? — Wohl, so bliebe ich in den Händen des blutgierigen Kiburg! wohl, so stürbe ich für dich! Meinst du, ich hätte den Fall nicht bedacht? Ich bleibe hier!"

„Idda, wenn du hoffest, Kiburg werde dei ner schonen, weil du ein Weib bist, so kennst du den tödtlichen Haß eines gekränkten, zerrissenen Vaterherzens nicht. Du bist ihm kein Weib; du bist ein Kind des Mannes, der seinen Sohn getödtet hat. Idda, du gehst."

„Ich bleibe, Tokenburg; ich bleibe! Mein Tod ist doch nicht so gewiß, als der deinige. Kiburg findet mit Erstaunen mich in seiner Gewalt. Mitleiden, vielleicht auch Bewunderung, wird doch etwas wirken. Ich selbst baue nicht fest auf dieses Vielleicht; aber es kann uns doch retten, und eben darum dürfen wir

den Versuch nicht unterlassen. Wäre die Liebe zum Leben in meiner Brust stärker, als die Liebe zu dir, so würde ich es freilich nicht wagen. Aber — laß uns das Schlimmste denken. Man schleppt mich hinauf. Kiburg findet, anstatt seines Feindes, dessen Geliebte, die Tochter des Mannes, der seinen Sohn getödtet hat. Er sieht nicht auf mein Geschlecht, denkt nicht an die Schande, ein Weib zu morden, hört nur die blutige Stimme seiner Rache, nicht mein Bitten, und ich muß sterben. Wohl! so sterbe ich doch für dich, Tokenburg; und das ist süßer, als wenn ich an deinem Grabe vor Verzweiflung stürbe. Oder meinst du wirklich, daß ich dich überleben würde? Dann kennst du eben so wenig meine Liebe, als die Festigkeit meines Entschlusses."

„Und ich, Idda, sollte in diesem Kampfe der elende Ueberwundene seyn? ich sollte mein Leben erhalten, und das deinige aufopfern? Ich sollte . . ..? Idda. du foderst eine Unmöglichkeit von mir."

„Wer hindert dich, mit mir zu sterben! Ich sage ja nicht, mein Leben sey weniger

werth, als das deinige; ich mag es nur nicht ohne dich behalten. Auch du wirst nicht ohne mich leben wollen, weil du mich liebst. Aber vielleicht werden wir gerettet; und weil dieses Vielleicht noch übrig ist, werde ich, muß ich hier bleiben. Sey ein Mann, Tokenburg! zerstöre nicht unsere letzte, einzige Hoffnung, weil du zu stolz bist, einen Dienst von einem Mädchen anzunehmen!"

„Unmöglich, Idda! Du redest mich nicht aus diesen Mauern weg; ich bleibe."

„So bleib denn, Grausamer! So bleib denn, und zertrümmre durch deinen thörichten Stolz die letzte Hoffnung unserer Liebe! Wohl! auch die Hoffnungslosigkeit will ich mit dir theilen. Sieh, ich nehme Besitz von deinem Gefängniß, und verlasse es nicht wieder. Man soll uns Beide zugleich zum Tode schleppen. Diese trostlose Hoffnung kann mir doch dein Stolz nicht rauben. — Sie legte sich ruhig auf einen Stein, als wollte sie schlafen."

„Wie, Idda? du wolltest hier bleiben? Bedenke doch, daß dein Tod dann gewiß ist!"

„Spottest du meiner Liebe? soll ich dir

tausendmal wiederholen, daß ich entschlossen bin, dich und mich zu retten, oder mit dir zu sterben? O, mein Geliebter, ergreif doch das einzige Mittel, uns zu retten, das uns übrig ist! — Sie wiederholte noch einmal alle ihre Gründe; sie bat, sie flehete aufs neue. Nach einem langen, schweren Kampfe mußte der Graf sich retten und Idda im Gefängnisse lassen, weil es das einzige Mittel war, sie zu erhalten."

„Sie band ihm seine Rüstung ab, und entkleidete mit stiller Scham, abgewendet und schnell, sich selbst. Nun legte sie den Panzer des Geliebten um ihre schöne, keusche Brust, gab ihm ihre Kleider, warf den Schleier über seine Locken, und hängte ihm den Mantel um. Dann half er sie bewaffnen, und bat dabei noch immer, sie möchte ihn seinem Schicksal überlassen. Als sie fertig war, betrachtete er sie mit nassen Augen, sank auf die Kniee, hob die Arme zur Decke des Gewölbes auf, und rief: o Gott! dein Auge sieht auch uns! Kann je ein Herz deiner Hülfe werth seyn, so ist es Idda. Hilf, du Allbarmherziger! hilf der unglücklichen, treusten Liebe!"

„Jetzt mußt du gehen, mein Geliebter. Dies sey unser Lebewohl: — (Idda drückte ihre Lippen auf die seinigen) — der letzte Kuß, oder der Anfang unseres bessern Glückes! — Sprachlos hing er in ihren Armen. Sie setzte sich den Helm auf, zog das Visier über das Gesicht, und verhüllte ihren Geliebten mit dem rettenden Schleier. Dann schlug sie mit einem Stein an die Thür, zum Zeichen für den Wächter, daß er öffnen sollte."

„Der Wächter kam. Tokenburg warf sich seiner Idda noch einmal zu Füßen. Sie drückte ihn an ihre Brust, und flisterte nur: leb wohl! — Er schwankte zu der schmalen Thür hinaus."

„Nun tröste Euch Gott, mein edles Fräulein! sagte der Wächter, und eilte vor dem Grafen her. Ihr habt Euren Eid gehalten, und er kann ruhig sterben! Tokenburg stieg schluchzend die Treppe hinan, und eilte durch die jetzt offne Thür des Thurmes an den Wächtern vorüber, die sich schon beim Feuer zum Schlafen niedergelegt hatten. Er ging die Felspfade hinunter in die Ebne, und erreichte bald

die Hütte eines treuen Dienstmannes von Kirchberg. Hier pochte er an, gab sich zu erkennen, warf Idda's Kleider ab, und ließ sich Waffen bringen. Er gebot dem Manne bei Eid und Pflicht, zu schweigen, und eilte nun nach Kirchberg. Dort foderte er, ohne daß er sich zu erkennen gab, den Einlaß, weil er dem Ritter Nachricht von dem Grafen Tokenburg mitzutheilen habe. Er wünschte nehmlich, daß Kirchberg selbst die Mannschaft zusammen bringen und ihr sagen möchte, es gelte die Befreiung des Grafen von Tokenburg. Dann wollte er die Schaaren unerkannt führen, damit nicht die Freude über seine Rettung das Geheimniß verriethe, und den alten Kiburg aufmerksam machte."

„Man beredete den unglücklichen Vater nur mit Mühe, den Fremden zu sprechen, der ihm von dem Grafen Tokenburg Nachricht geben wollte. Ach! sagte er; was will der Mann? Kann er mir melden, daß der Verlobte meiner Idda gerettet ist? . . . Führt ihn herein! — Man hatte dem kranken schwachen Greise die Flucht seiner Tochter verschwie-

gen, um seinen Gram nicht noch zerstörender zu machen."

„Tokenburg trat herein. Kirchberg erhob sich mühsam von seinem Lager, und fragte läs- sig: was bringst du? Tokenburg nahm den Helm ab, und warf sich ihm zu Füßen. Go sey gelobt! rief der Alte, und wollte, d Freude ihm auf einmal wieder Kräfte g Thür hinaus. Schnell aber faßte ih in seine Arme, und hielt ihn. Vater! rief er, und verrat Kirchberg wollte sich lo Tochter die fröhliche Heinrich aber hielt i rief Kirchberg laut meine Idda tö

„Das H laß mich lo le blieben sie Token rief der nun m Idda mer

daß seine Tochter entflohen sey. Sucht sie! schafft sie mir wieder! rief er befehlend; und das Hofgesinde stürzte noch einmal in die umliegenden Gegenden, die entflohene Idda zu suchen."

„Jetzt kam Kirchberg wieder zu dem Gra-
und rief: meine Idda ist entflohen! —
t! erwiederte der Graf; das wußt' ich
werdet an unserm Verderben Schuld
ählte nun Idda's große That.
todtenbleich, als er hörte, wo
n zu trösten, machte der
aß sie in der folgenden
nnte. Er verschwieg,
Angst befürchtete,
ußten, daß er
"

da schon in
hberg ließ,
cht abhal-
ich, sag-
ind zu
u rä-
ge-

troffen. Schon um Mittag war der Vater ganz bewaffnet, und schalt in heftiger Ungeduld auf den Abend, daß er heute so lange verzögre."

„Des Grafen Besorgniß war nicht ohne Grund. Schnell verbreitete sich die Nachricht: Graf Heinrich von Tokenburg, Idda's Bräutigam, ist auf Kirchberg; er hat sich gerettet! — Wie er gerettet war, wußten nur Idda und ihr Vater."

„Das Gerücht flog von Hütte zu Hütte, bis zu dem alten Kiburg, dem ein Dienstmann es nach einigen Stunden hinterbrachte. Kiburg bebte vor Wuth, und befahl, man sollte die Wächter befragen. Diese antworteten lachend: er ist noch im Thurm, oder er muß sich durch die Erde gegraben haben. Ein Wächter ging selbst zu dem alten Kiburg, und sagte: edler Herr, seyd ohne Sorgen, und verlaßt Euch auf uns! Ich habe Euren Gefangenen noch diesen Morgen gesehen, als ich ihm seine Speise brachte."

„In diesem Augenblick stürzte wieder ein Bote in das Zimmer, und rief: der Graf To-

kenburg ist auf Kirchberg. Ich habe den Vogt gesprochen. Er fragte mich hohnlachend: warum verschließt Euer Herr seinen Käfich nicht fester, daß der Vogel hat entwischen können? Ich antwortete: gewiß ist der Käfich wohl verwahrt, und der Vogel gefangen. Da lachte der Vogt, und Alle lachten und sagten: Tokenburg ist ja oben bei unserm Herrn; wir haben ihn gesehen und gesprochen."

„Holt mir den Gefangenen! rief Kiburg grimmig; er soll noch diese Stunde sterben! Holt ihn! diesen Augenblick!"

„Idda hatte die Nacht ganz ruhig hingebracht. Zwar sah sie mit Grauen die ekelhaften Thiere auf dem feuchten Boden des unterirdischen Kerkers; zwar legte sie sich schaudernd auf den Stein, der, mit ein wenig Stroh bedeckt, zu ihrem Lager dienen sollte: aber dennoch wankte ihr Muth nicht, und sie sah tief in der Nacht ihres Schicksals noch einen Funken der fröhlichen Hoffnung glimmen, welche für die Tugend auch in dem schwärzesten Dunkel nicht erlischt. Sie schlummerte endlich sogar eine halbe Stunde — zum ersten Male

seit den drei letzten unglücklichen Tagen. Als am Morgen der Wächter kam, zog sie das Visier über ihr Gesicht, und stellte sich, als ob sie noch schliefe, um einer Unterredung mit ihm zu entgehen. Der Mann sagte mitleidig: Gott Lob! der erste Schlaf! und ging leise zurück, um den Gefangenen nicht zu wecken."

„Nach einigen Stunden hörte Idda aufs neue Schlüssel klirren, und die steinernen Stufen von mehreren Fußtritten dröhnen. Ach, wenn das Tokenburg schon wäre! dachte sie, und blickte mit Sehnsucht auf die Thür. Es trat eine Schaar Wächter herein, und einer von ihnen sagte: Ritter, befehlt Eure Seele Gott! Ihr müßt Euren letzten Gang thun! — Ein leichtes Zittern, eine sanfte Kälte floß durch Idda's Glieder. Sie sank auf die Kniee, und betete still um Gnade und Trost für ihren Vater, für ihren Geliebten. Die Wächter standen alle mit gefaltenen Händen da. Jetzt stand Idda auf, und ging mit niedergeschlagenem Helm zwischen ihnen die Stufen hinan. Als sie in dem hellen Sonnenscheine war, blickte sie mit ausgestreckten Armen noch einmal in

die Gegend von Kirchberg. Dann folgte sie geduldig ihren Führern auf die hohe Kiburg."

„Es öffneten sich zwei Flügelthüren, und Idda trat, von ihren Wächtern begleitet, in den weiten Rittersaal. Als sie in dessen Mitte einen Sandhaufen und den Nachrichter erblickte, bebte sie, und mußte sich an einem der Wächter halten. Hinten im Saale saßen, ganz schwarz gekleidet, der Graf Kiburg, seine Gemahlin und seine zwei Töchter. Die Gräfin schrie auf, als sie den Mörder ihres Sohnes erblickte; die beiden Mädchen wurden bleich, und bebten vor Mitleiden. Kiburg ging näher, und sagte in einem bittern Tone: Tokenburg, du feiger Mörder meines Sohnes, die Freude, mich in Trauer zu sehen, sollst du noch haben! Elender, durch dich bin ich meines Sohnes beraubt; mein Weib, meine Töchter sind bald ohne Schutz, mein Stamm, mein Nahme von der Erde vertilgt. Und du thatest es, Mörder! Meines Sohnes Blut komme über dich, und über Kirchberg und sein Haus! Ja, ich hoffe, bald werde ich dir auch den andern Mörder und seine Tochter nachsen-

den können! . . . Blutrichter, versieh dein Amt!"

„Der Nachrichter winkte, und die Wächter ergriffen Idda, welche schon seit Kiburgs ersten Worten bleich und mit geschlossenen Augen, wie betäubt, an der Brust eines Mannes gelegen hatte."

„Einer der Wächter schnallte ihr den Panzer ab, und ein andrer band ihr den Helm los. Auf einmal wallte aus dem Panzer der schneeweiße, jungfräuliche Busen hervor, den aber das lange, blonde Haar, welches aus dem Helme herabrollte, sogleich wieder bedeckte. Die Wächter fuhren mit Schrecken zurück; der Blutrichter, der das Schwert schon gehoben hatte, ließ es zitternd wieder sinken. Es war eine Todtenstille im Saale."

„Kiburg heftete die Augen starr auf Idda. Was ist das? rief er endlich. Wo ist Tokenburg? Wer ist das Mädchen? — Keiner von den Wächtern antwortete; alle zitterten vor Angst, weil si die Ursache der Verwandlung erriethen. Die Töchter des Grafen eilten herbei, führten mitleidig Idda zu einem Sitze,

und wuschen ihr die Schläfe mit Wein. Idda schlug endlich die schönen Augen wieder auf. Wer bist du, Mädchen? rief jetzt der alte Kiburg noch einmal. Idda wollte reden; sie vermochte es aber nicht eher, als bis sie ein wenig Wein genommen hatte, den ihr die Gräfin brachte. Der Graf, der sie in Tokenburgs Waffen sah, glaubte, er habe ein Mädchen besiegt und gefangen. Er hieß die Wächter, deren Schuld er nicht errieth, hinausgehen. Idda knieete vor ihm nieder, und sah ihn mit einem flehenden Blicke an. Er rief ihr aufs neue zu: rede! wer bist du?"

„Ich bin, sagte sie mit schwacher Stimme, Kirchbergs unglückliche Tochter, die Verlobte des Grafen Tokenburg. — Wild fuhr der erbitterte Greis auf: Kirchbergs Tochter? O, so hab' ich doch einen Fang gethan, der den Mördern das Herz zerspalten wird! Er wendete sich wild von Idda ab, die nun die gefaltenen Hände gegen ihn hin streckte. Das sah er nicht, wohl aber die mitleidigen Blicke, die seine Gattin und seine Töchter auf die Unglückliche warfen. Er sagte zornig: seht sie nicht

so mitleidig an! In ihren Adern fließt das Blut ihres grausamen Vaters. Blinder, wüthender Haß gab der Elenden Waffen in die Hände. Auf meinen Kopf war ihr Schwert gezückt. Sie wollte sich mit ihrem blutgierigen Vater rühmen können: wir haben Vater und Sohn getödtet! . . . Elende! warum zogst du mit deinem Vater aus in die Schlacht?"

„Ich zog nicht mit ihm aus, Graf Kiburg. Ach, hätte ich Euren Sohn retten können, Ihr wäret noch jetzt der glücklichste Vater! Ich zog nicht gegen Euch; ich . . ."

„Wie? Schlug nicht mein Schwert dich nieder? übergab ich dich nicht gefangen meinen Leuten?"

„Ihr habt mich nie gefangen, Graf Kiburg; ich selbst habe mich Eurer Rache überliefert. Tokenburg war es, den Ihr niederschlugt und gefangen in den Thurm sandtet. Ich stehe aus eigenem Entschlusse hier, Eure Blutrache zu tragen."

„Tokenburg war es? Unglückliche, wie kamst du an des Mörders Stelle?"

„Kiburg, Ihr liebtet Euren theuren Sohn;

würdet Ihr nicht gern für ihn gestorben seyn? Ich sterbe für den Grafen Tokenburg, den ich liebe, wie Ihr Euren Sohn. Beklagt mich, Graf Kiburg, wie ich Euch beklage, wie ich Euch immer beklagt habe; denn ich weiß, wie schrecklich es ist, den zu verlieren, den man liebt. Beklagt auch Tokenburgen und meinen Vater; sie sind unglücklicher als Ihr. — Die Gräfin von Kiburg schwamm in Thränen; ihre Töchter zitterten vor Mitleid."

„Wie erlös'test du meinen Gefangenen aus dem Kerker?"

„Durch meine Liebe. Die Wächter konnten es meinen Bitten, meinen Thränen, sie konnten es der Menschlichkeit nicht abschlagen, mich ihn noch einmal sehen zu lassen. Ich sah ihn, Graf Kiburg. Ach, ich konnte ihn weit schwerer bereden, daß er sich rettete, als die Wächter, daß sie mich einließen. Er zog meine Kleider an, hängte meinen Schleier um, —"

„Und ging? Der Niederträchtige! der elende, feigherzige Mörder!"

„Nein, Graf Kiburg; nicht der Niederträchtige! Wäre er nicht gegangen, so hättet

Ihr anstatt Eines Schlachtopfers zwei gefunden: mich und ihn; denn ich war entschlossen, für ihn, oder mit ihm zu sterben. Da ging er endlich: nicht sich zu retten; nein, mich aus dem Gefängnisse zu erlösen, oder zu sterben."

„Nun, so mag er dich erlösen, wenn er kann, der Treulose!"

„Das Schicksal hat es nicht gewollt, Graf Kiburg; Ihr solltet Rache haben. Wohl! ich bin zufrieden; er hat doch im Sterben den Trost, daß ihm ein Herz auch noch im Tode treu blieb, daß es gern und freiwillig für ihn brach. Eurer Rache entgeht er dennoch nicht; er wird seine Idda nicht überleben. Aber ich bitte Euch, nehmt mein Blut für meines Vaters Blut. Der Gram wird ihn früh genug tödten. Ich aber, ich hoffe, in den Wohnungen der Seligen Euren Sohn zu versöhnen, und dann wollen wir, als verklärte Geister, unsere zürnenden Väter empfangen und die Feindschaft endigen, die Euch auf Erden kinderlos und unglücklich machte. Der Tod erschreckt mich, Graf Kiburg; aber ich weigere mich nicht, zu sterben."

„Der alte Graf wendete sich ab, an ein Fenster, um die Rührung, die er gegen seinen Willen fühlte, zu verbergen. Doch sein Blick fiel auf das Grab seines Sohnes, das er vom Fenster aus sehen konnte; und der halb erloschne Grimm in seinem Herzen flammte wieder mit neuer Gewalt. Nein, rief er schrecklich; nein! Er riß Idda vom Boden auf, und führte sie an das Fenster. Dort! sieh! dort ist das Grab meines Sohnes! und in deinen Adern fließt seines Mörders Blut. Nein, ich kann nicht verzeihen. Du mußt sterben!"

„Idda streckte die Arme nach dem Grabe aus, und sagte feierlich: ich muß sterben! Gott erbarme sich meiner! Edler Jüngling, Geist, verklärter Geist, Sohn des Mannes, der mein Richter ist, laß du dich durch mein Blut mit meinem Vater versöhnen! Komm mir versöhnt an der Schwelle des Himmels entgegen, mich zu empfangen! Dann wollen wir Beide zufrieden seyn, daß wir die Opfer der Feindschaft zwischen unsern Vätern waren, und für unsere Väter um Segen, um Ruhe beten! . . . Graf Kiburg, ich bin bereit. Ich bitte Euch,

laßt mich noch aus Eurem Munde hören, daß Ihr mich nicht haßt, und segnet mich! Gebt mir auch einen Segen an den Geist Eures Sohnes mit; nennt mich nur ein einziges Mal Eure Tochter! — Sie warf sich vor ihm nieder, und drückte seine Hand an ihre Lippen."

„Die Gräfin weinte laut vor Mitleiden; Kiburgs Töchter knieeten neben Idda hin, und umarmten sie. Auch die Gräfin beugte sich zu ihr nieder, und benetzte sie mit ihren Thränen. O, mein Vater! rief Idda jetzt: den Segen deiner Gattin, den Segen deiner Töchter hab' ich; gieb auch du mir den Kuß des Vaters, daß ich ihn deinem Sohne bringe, zu dem ich gehe. Sende dem Sohne durch die Tochter deinen Segen!"

„Der alte Graf wußte nicht, wie ihm geschah. Ein wohlthuendes Gefühl von mitleidiger Liebe arbeitete sich in seiner Brust hervor, und preßte Thränen aus seinen Augen. Es war, als ob eine unbekannte, unsichtbare Macht ihn zwänge, das Mädchen zu umfassen, das vor ihm auf den Knieen lag. Idda schlang ihre Arme um seinen Nacken, und ihre Thrä-

nen flossen heiß an seinen Wangen nieder. Mein Vater! mein versöhnter Vater! rief sie laut und oft. Die Gräfin schlang ihre Arme um ihren Gemahl; beide Töchter umfaßten seine Kniee. Ueberwältigt von dem Gefühle der Liebe, rief Kiburg: meine Tochter, Gott segne dich! Und mit diesem Ausruf war aller Haß gegen Idda vergessen. Meine Tochter! rief die Gräfin. Meine Schwester! riefen die beiden Töchter."

„Der Alte runzelte die Stirn, und schüttelte, an sich selbst irre, den Kopf über sein sonderbares Gefühl. Die Töchter brachten Idda Kleider, und halfen ihr sie anlegen. Der Graf sah schweigend zu. Er wollte reden; allein er schämte sich jedes harten Wortes, ehe er es sagte. Zuweilen wurden seine Augen noch finster; aber sobald man das bemerkte, umringten ihn flehende Blicke. Er warf seine Augen auf das Grab seines Sohnes; doch auch dessen Geist schien mit Idda im Bunde zu stehen: der Vater fand auf dem Grabe nicht mehr Nahrung für seine Rachbegierde, sondern nur Liebe für Idda."

„Idda hatte sich während der Nacht im Gefängnisse mit der kleinen, ihr noch übrigen Hoffnung beschäftigt, und sorgfältig überdacht, was sie reden müßte, um den erbitterten Vater zu rühren und seinen Zorn zu entwaffnen. Unter Vorsätzen, was sie sagen, was sie thun wollte, war die Nacht hingegangen. Zwar wurde sie bei dem Eintritt in das Zimmer durch den Anblick des Sandhaufens und des Nachrichters erschüttert; doch als sie wieder zu sich kam, und sich in den helfenden Armen der Gräfin und ihrer Töchter sah, faßte sie neuen Muth. Der Vater entflammte seinen Zorn jedes Mal durch den Gedanken an seinen getödteten Sohn; Idda redete aber so klug, daß eben die Vorstellung, die seinen Zorn entflammte, ihn auch wieder löschte."

„Nun wurde an Idda's Hinrichtung nicht mehr gedacht. Des Vaters Herz empörte sich schon jetzt gegen den Gedanken daran; noch mehr aber gewann Idda bei ihm, als er sie bald nachher an dem Grabe seines Sohnes knieen und beten sah. Er ging zu ihr hinunter, und auf dem Grabe wurde die vollkom-

menste Versöhnung geschlossen. Jetzt faßte er Idda in seine Arme, und nannte sie Ein Mal über das andere seine geliebte Tochter. Sie warf sich an dem Grabe vor ihm nieder, und sagte: bin ich deine Tochter, mein ehrwürdiger, geliebter Vater; o, so verzeihe meinem Vater und meinem Geliebten! Mache mich ganz glücklich! — Er antwortete nicht, und wendete sich ab, doch ohne zornig zu werden. Idda warf sich weinend auf das Grab, und klagte schmerzlich: du seliger Geist! o, gewiß, du hast ihnen vergeben! — Rasch drehete der Alte sich um. Idda, sagte er; vergeben ist süßer, als sich rächen: das hast du mich gelehrt. Mein Schwert soll künftig gegen Beide ruhen, das verspreche ich dir. Ich überlasse dem Himmel die Blutrache; aber nun fodere auch nicht mehr! Mein Herz kann es dir nicht geben. — Mit diesen Worten entfernte er sich."

„Am Abend schlich Idda von der Burg an den Thurm, ihren Geliebten da zu erwarten. Um Mitternacht hörte sie ein Rauschen der Gebüsche, und ging in die Gegend, woher es

kam. Tokenburg war voraus geeilt, um die Anzahl und die Lage der Thurmwächter zu erforschen; denn noch hatte das Gerücht ihm nicht verkündet, was auf Kiburg vorgegangen war. Idda ging um das Gebüsch hin. Tokenburg erkannte ihre Gestalt; aber er konnte seinen Augen nicht trauen. Endlich rief sie: Tokenburg! und er stürzte mit einem Freudengeschrei, aus dem Hinterhalte hervor, in ihre Arme. Die Freude erstickte ihre Worte. Mit Gewalt trug Tokenburg seine Idda die Felsen hinunter, ohne zu hören, was sie ihm sagte. Hier ist Idda, Vater! rief er; und gab das zitternde Mädchen in Kirchbergs Arme. — Julie, denke dir das Entzücken der drei glücklichen Menschen!"

„Nun erzählte Idda, wie es ihr ergangen war. Still horchten Tokenburg und ihr Vater, ohne sie zu unterbrechen; nur faßte jener sie zuweilen zitternd in seine Arme, und schluchzte auf ihrer Schulter, oder warf sich ihr zu Füßen, und küßte ihr Gewand. Ihr Vater heftete den Blick in die Wolken. Als sie geendigt hatte, drückte er sie an seine Brust;

dann stand er auf, und ging allein zwischen die Felsen. Nach einiger Zeit kam er wieder. Tokenburg, sagte er in der größten Bewegung: Kiburg ist ein edler Mann! O, man sollte nicht Alles thun, was einem die Rache, oder der Zorn eingiebt. Es können Stunden kommen, in denen man über Dinge verzweifelt, über die man sonst frohlockte. Was wollt' ich darum thun und geben, daß mein Schwert nicht von dem Blute des jungen Kiburg befleckt wäre!" —

„Als der Morgen angebrochen war, wollte Tokenburg gehen. Nein, sagte der alte Kirchberg; dorthin geht erst mein Weg. (Er zeigte auf Kiburg.) Kehret zurück nach Kirchberg! rief er seinen Kriegern zu. — Er und Tokenburg gingen, mit Idda in ihrer Mitte, den Weg nach Kiburg, und wurden von dem Burgwächter eingelassen. Idda führte ihren Vater und ihren Geliebten in den Garten, an das Grab des erschlagenen Jünglings. Hier wartet meiner! sagte sie, und eilte sogleich in die Burg. Sie lockte den alten Grafen in den Garten, und führte ihn durch Seitengänge an

das Grab seines Sohnes. Kiburg stand jetzt vor seinen zwei verhaßtesten Feinden, und zitterte. Der alte Kirchberg nahm seinen Helm ab, und legte ihn auf das Grab. Kiburg, sagte er, und beugte ein Knie: ich habe Euren Sohn erschlagen. Hier bring' ich Euch meinen grauen Kopf zur Blutrache. Ihr seyd ein sehr edler Mann! Ihr seyd gerechter als ich! Tokenburg knieete mit Idda auf der andern Seite vor dem alten Manne. Dieser sah schweigend auf einen nach dem andern; dann reichte er Idda die Hand, und sagte bewegt: ich habe dir geschworen, Idda, und halte meinen Eid. Rache will ich nicht. Sag' das den Beiden, die meinen Sohn erschlugen! — Nun wollte er gehen; der alte Kirchberg umfaßte aber seine Kniee, und rief: nein, Kiburg! bei Gott, bei der hochgelobten Jungfrau! hier auf dem Grabe deines Sohnes will ich bleiben, kein Regen, kein Schnee soll mich von hier verjagen, bis du mir vergeben hast. — Er setzte sich weinend auf das Grab."

„Kiburg reichte ihm die Hand, und sagte leise: ich vergebe dir, Kirchberg! Jetzt aber

laßt mich; Ihr zwingt mich sonst noch, Euch zu lieben. — Der alte Kirchberg streckte ihm die offnen Arme entgegen. Kiburg stand zweifelnd da; doch bald stürzte er in Kirchbergs Arme, küßte ihn, riß sich gewaltsam los, und entfloh."

„Nach einigen Stunden war die Versöhnung völlig geschlossen. O, sagten beide Alte; wenn wir früher wußten, daß Vergebung so süß ist, so vergossen wir Beide keine Thränen! — Sie lagen einander lange in den Armen, und trennten sich endlich als völlig versöhnte Freunde."

„Am Abend war Kirchberg mit seinen Kindern zu Hause. Tokenburg befand sich bei Idda allein. Sie warf ihm zärtlich vor, er habe die Großmuth des alten Kiburg nur halb gefühlt. O, wie konnt' ich anders, meine Idda! rief Tokenburg; wie konnt' ich sonst etwas fühlen, sonst etwas denken, als die edelmüthige Idda, die sich für mich dem Tode darbot! O Idda, jetzt kenne ich deine Liebe, jetzt kenne ich deine Treue."

„Erst jetzt? erwiederte sie lächelnd. To-

kenburg, hast du je gezweifelt, daß ich dich liebe?"

„Wohl hab' ich gezweifelt, Idda; denn wie viele Männer werden nicht von Weibern betrogen! Aber jetzt . . . Sieh, wenn ein Heiliger vom Himmel herabstiege, und mir auf den Fronleichnam des Weltheilandes schwöre, du seyst mir untreu: ich würde ihn Lügen strafen; ja, wenn ich dich selbst in den Armen des schönsten Mannes sähe, ich würde an höllische Zauberei glauben, doch nicht an deiner Treue zweifeln."

„Das sollst du nicht, das kannst du nicht; denn der kleinste Zweifel würde mich so unglücklich machen, wie dein Tod. O nein, Tokenburg; du kannst mir nicht so vergelten!"

„Nein, bei Gott! nein! Jetzt kenn' ich dein Herz; ich hab' es zu offen gesehen, als daß je ein Verdacht dich treffen könnte. Nein, Idda! meine Ruhe ist für die Ewigkeit gesichert."

Ja, unterbrach Julie ihre Freundin: wenn er auch jetzt noch zweifeln könnte; wenn er je . . .

„Höre nur, Julie! Einige Tage nachher legte ein Priester die Hände der Liebenden zusammen, und segnete den Bund ihrer ewigen Treue ein.“

„So glücklich war kein Mann in dem ganzen Umkreise der Schweiz, wie Graf Heinrich von Tokenburg, als nun Idda vor Gott und Menschen sein war. Mit einem fürstlichen Gepränge führte er sie auf seine Burg. Alle Ritter aus der Nähe und der Ferne sammelten sich auf Kirchberg, um die treue Idda, die liebende Idda, bei ihrer Heimholung zu begleiten. Das ist sie, die Treue, die Holde, die mit ihrem Blute den Geliebten lös'te! so riefen die Ritter auf dem Wege nach der Tokenburg. Die Harfner brachten die Begebenheit in wohllautende Verse, und Idda's Nahme wurde weit umher berühmt. Jedes Mädchen schwor ihrem Geliebten, ihm treu zu seyn, wie Idda dem Grafen von Tokenburg; und dieser Schwur beruhigte alle Zweifel.“

„Acht Tage lang feierte Tokenburg seine Vermählung mit Idda in prächtigen Festen, in Turnieren für alle umliegende Burgherren und

Ritter; aber Idda blieb, wie sie gewohnt war: sie kam selten, und nur auf Augenblicke, zu den Festen, zu den Turnieren, und, anstatt ihrer, theilte die junge Gräfin Kiburg den Dank aus. Wenn sie erschien, umringten alle Ritter das edle, sittsame Weib, und nannten es: die schönste, edelste, treuste, liebenswürdigste Schweizerin. Idda achtete nicht auf diese Lobsprüche, und vertheidigte sich dagegen mit Kälte, Schweigen und kluger Entfernung. Graf Heinrich dankte allen Heiligen für den Besitz dieses Weibes."

„Nun lebte Idda in häuslichem Fleiße und bei stiller Liebe zu ihrem Gemahle. Sie war stets in seiner Gegenwart sanft und gütig, freundlich und gefällig; er fand bei ihr immer Trost und Heiterkeit, wenn eine Sorge sein Herz belastete, Aufmunterung und Rath, wenn ihm Hindernisse bei seinen Unternehmungen im Wege standen. War er abwesend, so wurde die Burg fest verwahrt, das Fallgatter niedergelassen, das Feuer auf dem Herde ausgelöscht, und Idda's Kammer verriegelt. Man hörte gar nicht mehr von der schönen Idda reden, und die Burg schien ausgestorben, sobald Tokenburg

abwesend war. Pilger, fahrende Ritter und Arme mußte der Burgvogt im Vorsprunge bewirthen. Kaum kannte Idda die Knappen ihres Gemahls; fast war er der einzige Mann, den sie sah, und von dem sie gesehen wurde. Tokenburg verließ seine Burg und seine geliebte Idda nur selten; und ging er ja einmal, so schied er immer mit nassen Augen von ihr."

„Ein Jahr nach dem glücklichen Tage seiner Vermählung zog Graf Heinrich aus, mit einem Haufen seiner Krieger, dem alten Grafen von Kiburg zu Hülfe, der mit einem benachbarten Ritter in Unfrieden gerathen war. Sie ängstigte sich sehr um ihren geliebten Heinrich, als er sie jetzt zum ersten Male verlassen und in den Streit ziehen wollte; und mit heißen Thränen bat sie ihn, sich zu schonen, so sehr es einem Ritter zieme. Der Graf umfaßte sie zärtlich, und versprach ihr, sein Leben nicht muthwillig in Gefahr zu setzen, und heimzukehren, so bald er könne."

„Als er auszog, begleitete ihn Idda eine Strecke, und kehrte dann trauernd zu der Burg zurück. Nach ihrer Gewohnheit befahl sie nun,

die

die Fallgatter niederzulassen, und die Burgthore zu versperren. Sie selbst verschloß sich in ihres Mannes Zimmer. Hier, von seinen Waffen umgeben, glaubte sie doch nicht gänzlich von ihm getrennt zu seyn. Sie tröstete sich mit dem Anblicke, küßte das Visier seines Helmes, und drückte den Brustharnisch an ihr liebevolles Herz. In diesem Augenblicke dachte sie auf einmal mit Schrecken an die Gefahr, in der ihr geliebter Mann jetzt schwebte, betrachtete die Waffen mit Abscheu, und drückte sie dennoch mit nassen Augen wieder an ihre Brust, weil sie daran dachte, daß sie den Geliebten beschützten. Sie betete für die glückliche Heimkehr ihres Gemahls, und gelobte der heiligen Jungfrau, während seiner Abwesenheit zu fasten, Gold und Seide, Edelgestein und Spitzen abzulegen, und das Kleid einer büßenden Pilgerin zu tragen."

„Da zog sie die Perlen aus ihrem Haar, und nahm den Schmuck von ihrer Brust, um beides zu verschließen. Selbst den goldnen Trauring, den ihr Gemahl ihr auf seine ewige Treue geschenkt hatte, zog sie vom Finger; doch den verschloß sie nicht mit dem Uebrigen, sondern

hielt ihn oft in den Händen, betrachtete ihn mit nassen Augen, und las mit Zärtlichkeit Tokenburgs Nahmen auf der inneren Fläche. Einmal trat sie, mit dem Ringe in der Hand, an das Fenster, das nach Kiburg hinsah. Sie warf sehnende Blicke in die Gegend, wo der geliebte Gemahl jetzt war, und verlor sich in Gedanken an ihn. Tiefsinnend legte sie den Trauring in das Fenster, und ein Paar Schritte weit davon sank sie auf einen Stuhl. Der glänzende Ring lockte einen Raben an, der ihn auf einmal mit dem Schnabel faßte, und davon flog *)."

„Idda erschrak, sprang auf, und sah dem Raben nach, der sich aber bald aus ihren Augen verloren hatte. Die Ahnung eines schweren Unglücks fiel dem armen Weibe auf das Herz. O, guter Gott im Himmel! rief sie; laß es mein Unglück bedeuten, und nicht den Tod meines theuren Gemahles! — Sie schickte

*) So erzählen die alten Chroniken die Ursache von Tokenburgs Eifersucht, und dem Unglücke seiner edeln Gemahlin. So erzählt sie auch Johannes Müller, in seiner Geschichte der Schweiz. Band II.

in ängstlicher Besorgniß Boten nach Kiburg, und ließ sich nach ihrem Mann erkundigen. Tokenburg sprach die Boten selbst, und entschloß sich, da die Gefahr der Fehde nicht dringend war, früher zu seiner Idda zurückzukehren, als er gewollt hatte. Er ließ nur seine Dienstleute in Kiburg, und eilte wieder zu seiner Gattin."

„Wo das Thal, durch das er zurückkehrte, sich nach seiner Burg hin öffnete, stieg er vom Pferde, und ließ seinen Knappen da verweilen. Er selbst schlich sich im Gebüsch, auf den Höhen, der hohen Burg zu, um Idda in ihren Thränen freudig zu überraschen. Nahe bei der Burg sah er einen Dienstmann in dem Schatten einer Eiche sitzen, und etwas mit starren Augen betrachten. Er schlich sich ihm von hinten näher, blickte über seine Schulter und sah — ein Blitz bei heiterem Himmel hätte ihn nicht mehr erschrecken können! — er sah in den Händen des Jünglings den Trauring, welchen er Idda zum Unterpfande seiner ewigen Treue gegeben hatte. Seine Wangen wurden bleich, seine bebenden Lippen blau. Die Eifersucht goß

ihr fressendstes Gift in seine empörte Brust, und seine Hand griff nach dem Schwerte."

„O Klaire! Klaire! rief Julie, und stand auf; ist das wahr? eifersüchtig? dennoch eifersüchtig?

„Höre nur, Julie! Der schnelle Tod des Verbrechers schien dem wüthenden Grafen nicht genug. Er trat einen Schritt zurück, und rief den Dienstmann bei Nahmen. Schnell verbarg dieser den Ring, den der Rabe dicht bei ihm hatte fallen lassen. Er erröthete, als er den Grafen sah, weil er besorgte, dieser möchte das Kleinod, welches ein glücklicher Zufall ihm gegeben hatte, bemerkt haben. Was machst du hier? fragte der Graf mit einem wüthenden Blicke. Der Jüngling erschrak vor dem furchtbaren Ton, erröthete noch stärker, und stammelte eine unvernehmliche Antwort. Folge mir! rief der Graf, und ging zur Burg. Laut und schrecklich stieß er in sein Heerhorn, und gab so das Zeichen seiner Ankunft. Die Fallgatter flogen auf, die Thore öffneten sich, der Vogt und das Hofgesinde eilten dem Grafen entgegen. Schlag den Buben in Fesseln! rief er befehlend

dem Burgvogt zu, und dann lief er die Wendeltreppe hinan. Idda hörte seine Tritte, rief freudig: er ist es! und eilte, ihn mit offnen Armen zu empfangen. Der Graf ging kalt neben ihr weg in sein Gemach, ohne ihr nur einmal die Hand zum Willkommen geboten zu haben."

„Starr vor Schrecken über Heinrichs Kälte, und ängstlich zitternd wegen des verlornen Ringes, des Zeichens von Unglück, das jetzt schon erfüllt wurde, blieb Idda vor der Thür stehen, und ging dann traurig den langen Gang hinunter, der zu ihrem Zimmer führte. Der Vogt, dem sie begegnete, erzählte ihr, daß der Graf den Jüngling Ulrich habe in Fesseln schlagen lassen, und bat sie, ihren Herrn mit dem Unschuldigen zu versöhnen."

„Idda ging wieder zu dem Zimmer ihres Gemahls, trat hinein, und blieb furchtsam an der Thüre stehen. Der Graf starrte sie zürnend an, und sie konnte vor Angst ihren Blick *nicht* auf ihm fest halten. Er hielt Idda's Aengstlichkeit für ein Zeichen ihrer Schuld, und fragte mit kaltem Grimme: was willst du, Id-

da? — Sie antwortete sanft: mein geliebter Gemahl, ein bittendes Vorwort für deinen Dienstmann Ulrich einlegen. Jetzt übergoß eine dunkle Röthe das Gesicht des Grafen, und er sprang mit Heftigkeit auf. Doch er faßte sich wieder, ging langsam auf Idda zu, und fragte mit feindlicher Kälte: du zitterst, Idda? (Er nahm ihre Hand.) Sag mir doch: warum trägst du meinen Ring nicht mehr?"

„Idda wollte ihm die Ursache jetzt nicht sagen, weil seine zornigen Blicke sie schreckten. Sie gab erröthend zur Antwort: ich hab' ihn nach einem Gelübde, das ich für dein Wohl that, abgelegt."

„Idda, ich rathe dir, laß den Ring nicht aus deinen Händen kommen! . . . Du hast ihn doch?"

„Erst vor einer Stunde hab' ich ihn noch in meinen Händen gehabt, sagte sie leise, und wieder erröthend."

„Heinrich ging in glühendem Zorn auf den Balkon an der steilsten Seite des hohen Felsens, auf welchem die Burg stand. Idda folgte ihm dahin, und sagte, mit Thränen in den

Augen: gieb mir zu Liebe deinen Dienstmann Ulrich los! Der Graf wendete sich zu ihr, ergriff ihre Hand, und fragte mit der größten Heftigkeit: Weib, wo ist der Ring, den ich dir gab? — Ich legte ihn in dieses Fenster, antwortete Idda erschreckt; da kam ein Rabe, und flog mit ihm davon."

„Flog er mit ihm davon, verdammte Heuchlerin? rief Tokenburg schrecklich. In der Hand deines Buhlen hab' ich den Ring gesehen. Nun, so flieg dem Raben nach, du wollüstige Metze! Er ergriff in wüthendem Zorne die keusche, unschuldige Idda, hob sie auf, und warf sie von dem Balkon hinunter in den Abgrund. Erbarme dich meiner, o Jesus! ich bin unschuldig! jammerte Idda, und stürzte hinab zwischen die tiefen, unzugänglichen Felsen."

O, mein Gott! rief Julie, und rang umher gehend die Hände. Die abscheuliche Eifersucht! . . . O Klaire! Klaire! du weißt nicht, was ich bei deiner Erzählung empfinde!

„Das größere Opfer der Eifersucht war schrecklich gefallen; das kleinere blieb noch übrig. Marternde Gewissensangst machte den Zorn des

Grafen noch heftiger. Er stürmte wüthend die Treppen der Burg hinab; in seinen Augen flammte der Mord, den er schon begangen hatte, und der zweite, den er noch begehen wollte. Auf seinen Befehl holten zwölf Männer aus seinem Stalle ein wildes Pferd, das man in den Felsgründen eingefangen hatte, und andere Männer mußten den unschuldigen Ulrich herbei führen. Was hab' ich verbrochen, Herr Graf? fragte dieser zitternd. — Du fragst noch, Bösewicht? rief der Graf. Ulrich streckte die Arme gen Himmel, seine Unschuld zu bezeugen. Der Graf befahl, ihn unverzüglich mit beiden Händen an den Schweif des wilden Pferdes zu binden. Dann fragte er mit giftigem Spotte: liegt es sich hier eben so bequem, wie in den Armen deiner Buhlerin?"

„Das Pferd wurde losgelassen; in wildem Laufe stürzte es wüthend die rauhen Felsen hinunter, und zerschmetterte den Jüngling an den Klippen. Zuletzt rissen die Bande, womit seine Hände gefesselt waren, und er lag blutig, kaum noch athmend, an einem Abwege. Ein Mönch, der diese Straße zog, bemerkte den Sterben-

den, ging hinzu, erquickte ihn mit Wein, und hörte seine Beichte."

„Der Unglückliche starb in des Mönches Armen; und auf sein Verlangen ging dieser zur Tokenburg, wo er den Grafen unruhig und tiefsinnig sitzen fand. Die nun befriedigte Rache kehrte das andere Ende ihres Dolches gegen sein eigenes Herz. Er glaubte Idda's Wimmern vom Balkon her zu hören, und floh aus dem Zimmer; aber die schreckliche Stimme verfolgte ihn, wohin er floh."

Graf Tokenburg, hob der Mönch an; ich komme von Ulrich, Eurem Knappen, dessen Seele Gott gnädig seyn wolle. Ich habe seine Beichte gehört, und er ist in meinen Armen gestorben. Ihr habt ihn ermorden lassen, Graf, und noch in seiner letzten Stunde hat er Gott zum Zeugen seiner Unschuld angerufen. Er ahnet selbst nicht einmal das Verbrechen, dessen ihr ihn beschuldigt. Gott sey Richter zwischen Euch und ihm! Er sendet mich zu Euch mit der Bitte, Euch seiner Geliebten zu erbarmen, die nun, da er nicht mehr lebt, ohne Schutz ist.

„Seiner Geliebten? fuhr der Graf auf, und schlug die Hände wüthend zusammen."

„Es ist Gertrud, die Tochter Eures verstorbenen Vogts. Sie wohnt . . ."

„Gertrud? Gertrud? nicht . . . . O, weiter! weiter! Allgerechter Himmel, wenn sie . . . wenn er . . ."

„Der Mönch fuhr fort: und er sendet Euch durch mich einen Ring, den ein Rabe vor seinen Füßen hat aus dem Schnabel fallen lassen. Ich mußte ihm den Nahmen lesen, der in dem Ringe steht. Als er hörte, daß der Ring Euer sey, bat er mich, ihn Euch zu bringen. Mein Auftrag ist vollbracht. Gott richte Euch, Graf! Euer Dienstmann war gerechter als Ihr! — Der Mönch ging, mit tiefem Unwillen im Herzen."

„Bleich, kalt, entstellt, wie eine Bildsäule des Schreckens, saß der Graf ohne Bewegung da. Er konnte nicht einen Seufzer, nicht ein Wort hervorbringen; Angst und Reue lähmten seine Zunge. Endlich rief er auf einmal fürchterlich: Idda! Man hätte in diesem Schrei das Todesurtheil hören können, das er über sich

selbst aussprach. Er stürzte die Treppen hinab zu seinen Leuten, und verbarg sein Gesicht, weil er fürchtete, daß sie Idda's Ermordung in seinen rollenden Augen, in seiner bleichen Farbe lesen möchten."

„Aber die Engel des Herrn hatten Idda auf ihren Fittichen die Felsen hinab getragen. Sanft breitete ein Gebüsch seine Zweige aus, ihren Fall zu mildern; so fiel sie aus dem einen Busch in den andern, und sank zuletzt ganz unbeschädigt auf das weiche Moos, das den Boden bedeckte. Vor Schrecken war sie in Ohnmacht gefallen; doch ein sanfter Regen brachte sie wieder zu sich. Sie sah staunend um sich her, ohne zu wissen, wo sie sich befand. Endlich entsann sie sich dessen, was ihr begegnet war, und blickte durch Thränen des Dankes zu dem Himmel, der sie so wunderbar erhalten hatte. Sie stieg hinab bis auf den Grund des tiefen Schlundes, wo der feuchte Boden weiter nichts trug als Schilf und Schwämme. Dann stieg sie an der Seite der Burg in die Höhe, auf einen Abhang, wo Brombeeren und Flieder wuchsen."

„Die Sonne war in dem Schlunde schon untergegangen, und Idda sah ihre Strahlen nur noch hoch über sich an den glänzenden Bäumen. Unter sich, auf dem Boden des Schlundes, hörte sie nun, als die Nacht heran kam, das Zischen der Schlangen und die heulende Stimme des giftigen Molches. Sie zitterte vor dem schrecklichen Aufenthalt; aber noch weit stärker, wenn sie an den Zorn des Grafen dachte. Lange und mühsam suchte sie einen Ausgang aus dem Abgrunde; doch immer vergebens. Wenn sie schon hoch hinauf geklettert war, stellte sich ihr eine steile Felsenwand in den Weg, und sie mußte wieder umkehren. O Tokenburg! rief sie, und streckte ihre Hände zu der Burg in die Höhe: hab' ich das um dich verdient? Endlich gab sie die Hoffnung auf, dem Schlunde zu entfliehen, und mit der Hoffnung auch den Wunsch. Ja, sagte sie; du hast es wohl gemacht, guter Gott im Himmel! Es ist besser zu sterben, als mit einem solchen Manne zu leben! — Sie stieg wieder auf den Abhang des Felsens, empfahl sich dem Schutze der heiligen Jungfrau, lehnte ihren Kopf an das weiche

Moos eines Felsstücks, und schlummerte, unbesorgt vor Schlangen und giftigen Ottern, mit ruhigem Muthe ein."

„Heinrich traf jetzt Anstalten, den Leichnam seiner unschuldig ermordeten Idda zu suchen. Weinend und schluchzend banden seine Knechte hohe Sturmleitern zusammen, und knüpften lange Seile an einander, um in den Schlund zu steigen. Dann ging der Graf mit seinem Burggesinde hinab in den Wald auf der andern Seite des Schlundes. Die Leitern wurden an starken Eichen befestigt, und so stieg man von Fels zu Fels immer tiefer in den Abgrund."

„Endlich erblickten sie bei dem Scheine der Fackeln den Boden, und der Graf Heinrich ließ sich an starken Seilen hinab, so sehr ihn seine Dienstleute auch baten, sich einer solchen Gefahr nicht auszusetzen. Der Schlund wurde unten immer finsterer; von oben leuchteten Fakkeln hinab, und der Graf selbst hatte eine in der Hand, als er hinabgelassen wurde. So erreichte er endlich den Boden, und betrat ihn mit Zittern, weil er vor dem Anblicke schau-

derte, den er finden zu müssen glaubte. Mit starren Augen ging er langsam vorwärts, und warf nur halbe Blicke auf die andere Wand des Felsens, wo Idda's Körper liegen mußte. Er fand ihn unten am Boden nicht, so viel er auch suchte. Bei jedem Schritte, den er that, schauderte er zusammen; bei jedem Schwunge der Fackel, um die Flamme zu vergrößern, bebte er schrecklich. Idda! sagte er leise; Idda, vergieb mir! — Er fand den Leichnam nicht, vor dem er zitterte. Ach! jammerte er nun; sie hängt noch in den Bäumen des Felsens, und auch des Trostes, sie zu begraben, soll ich beraubt seyn! Er leuchtete mit der Fackel aufwärts in die Bäume; aber auch dort war kein Leichnam zu sehen. Nun erstieg er den Felsen, leuchtete hieher, dorthin, und sah noch immer nichts. Endlich hörte er in seiner Nähe eine seufzende Stimme. Er glaubte, es wäre Idda's klagender Geist, erstarrte vor Schrecken, und wagte es nicht, zur Seite zu sehen."

„Als er aufs neue einen Seufzer vernahm, wendete er endlich mit Scheu Fackel und Ge-

sicht, und sah — o Himmel! — seine unschuldige Idda in dem Schutze eines Felssitzes süß und ruhig schlafen. Die schnelle Freude verschloß ihm den Mund. Er war ganz Auge, und seine Blicke strömten bald reuevoll auf Idda, bald dankbar gen Himmel, als er keine Wunde, keine Verletzung an ihr bemerkte. Er warf sich vor Idda nieder, küßte ihr Gewand, und benetzte ihre Füße mit heißen Thränen."

„Idda machte im Schlafe eine Bewegung, und öffnete dann die schönen Augen. Sie fuhr mit heftigem Schrecken von dem Felsen auf; und noch heftiger erschrak sie, als sie den Grafen erkannte. Starr sah sie ihn einen Augenblick an, wie er unter ihr am Boden lag, ihr die eine Hand entgegen streckte, und mit einem reuevollen, demüthigen Blicke, mit leiser, unaussprechlich rührender Stimme, zu ihr sagte: meine unschuldige Idda! Schnell aber bedeckte sie beide Augen, und wendete das Gesicht ab. Idda, rief er, geliebte Idda, Vergebung! Sie zog ihre Hände von den Augen zurück, und sah ihn wieder starr an. Dann hob sie beide Hände in die dunkle Nacht empor, und

sah an den sternenvollen Himmel. Graf Tokenburg! sagte sie ernst; über den Sternen wohnt unser Beider Richter und mein Rächer! Ich bitte ihn, daß er Euch vergebe, was Ihr an mir gethan habt."

„Da umfaßte der Graf ihre Kniee, und sagte: o Idda, vergieb mir die jähe Hitze, den unbedachten Zorn, die glühende Eifersucht, die mich so schrecklich verblendete!"

„Idda erwiederte ruhig: Graf, als ich mein Leben für das Eurige gab, da schworet Ihr, mich nie für untreu zu halten, und wenn ein Heiliger vom Himmel herabstiege, und es Euch auf den Leib des Erlösers betheuerte. Ihr habt diesen Eid gebrochen, und mich ermordet! Denn daß ich noch lebe, ist ein Wunder der Engel, welche die Unschuld beschützten und mich in den Lüften trugen. Für Euch bin ich todt, Graf Tokenburg! — Schafft mich aus diesem Schlunde, oder laßt mich hier verhungern, wie Ihr wollt. Genug, ich bin nicht mehr Euer! — Sie wendete sich kalt von ihm ab."

„Kann Reue dich nicht bewegen, meine

Idda? sagte der Graf, und küßte den Saum ihres Kleides. Gottes Barmherzigkeit ist ja durch Reue zu erlangen; das Weltgericht läßt sich durch Reue abwenden!"

„Gott kann barmherzig seyn; denn er ist allmächtig, sich vor Verbrechen zu schützen. Das kann ich Schwache nicht gegen Euren blinden Stolz, gegen Eure rasende Wuth. Nein, Graf Heinrich, ich weiß jetzt, daß die Eifersucht ein Kind des Stolzes, des Hasses ist, und nicht der Liebe."

„Des Hasses? O Idda, ich beschwöre dich, thue mir nicht Unrecht!"

„Oder der Verachtung. Denn was ist Liebe ohne Zutrauen? — Schafft mich aus dem Schlunde!" —

„Als die Morgenröthe anbrach, waren sie Beide aus dem Schlunde erlös't. Obwohl Graf Heinrich jetzt zu Idda's Füßen sank, und weinend, seufzend, ihre Kniee umfassend, flehete, daß sie ihm vergeben, und auf die Burg zurückkehren möchte; und obwohl alle seine Leute sie knieend umring t, und darum baten: so weigerte Idda sich dennoch standhaft. Nun

Bayerische Staatsbibliothek

wollte Heinrich sie fast mit Gewalt zwingen; aber seine Dienstleute wagten es nicht, ihre Hand an die Heilige zu legen, die Gott so wunderbar erhalten hatte. Idda verließ den Kreis der rings um sie knieenden Männer, und ging den Weg hieher nach Fischingen. Der Graf und alle Burgleute folgten ihr bis vor die Thür des Klosters."

„Auch die Aebtissin bat für den Grafen; Idda wollte aber nicht wieder bei ihm leben, sondern blieb in heiliger Stille hier in ihrer Zelle. Wenn eine Klosterfrau sie fragte: aber, Idda? wie kannst du so vieler Liebe widerstehen? so antwortete Idda: Liebe, sagst du? Ist das Liebe, wenn der Anblick meines Ringes in der Hand eines Fremden die geprüfte Treue und Liebe so aus seinem Gedächtnisse vertilgt, daß er mich ermordet? — Sie hörte auch nicht auf die Ermahnungen ihrer Verwandten, und des Grafen von Kiburg, den sie wie ihren Vater ehrte, sondern blieb und starb hier im Kloster. In ihrer letzten Beichte gestand sie, daß sie nie aufgehört, den Grafen Heinrich zu lieben, ob sie gleich sich nicht habe überwinden können,

wieder mit ihm zu leben. Sie stiftete den Engeln, welche sie den Felsen hinab getragen hatten, diesen Altar mit dem Gemählde. Ein gelehrter Mönch zeichnete ihre Geschichte so auf, wie ich sie dir erzählt habe, und legte eine Abschrift davon hier im Kloster nieder."

„Sieh, Julie; dies war Idda's Zelle. Hier saß sie, und betete zu Gott um Vergessenheit ihrer Liebe, und um festen Sinn. Hier, wo wir sitzen, erzählte sie dem Mönch unter heißen Thränen ihr Schicksal, ihre Treue, und den Lohn, den ihr die Eifersucht ihres geliebten Mannes dafür gegeben hatte."

Julie stand auf, und betrachtete mit finsterem Tiefsinn noch lange das Bild der schönen Idda. Dann sagte sie auf einmal: gute Nacht, Klaire! legte die Hand an die Stirn, heftete das finstre Auge auf den Boden, und ging in ihre Zelle. Sie schlief nicht; denn Idda's Schicksal schwebte immer vor ihren Augen.

Am folgenden Morgen war Julie wieder in Idda's Zelle, und betrachtete das Gemählde,

auch jetzt nicht mitleidig, sondern tiefsinnig. „Was machst du, Julie?" fragte Klaire.

Seine Eifersucht stürzte sie also die Felsen hinab?

„In den schrecklichsten Abgrund. O, du solltest ihn sehen, den Abgrund! Das Auge verliert sich in der Tiefe, wenn man oben an dem Balkon steht, wo er sie hinunterstürzte. Die Zeit hat die Tokenburg zerstört, aber doch zum Andenken an Idda das Fenster erhalten, wo die That begangen ward. Als ich noch Novize war, bin ich oft da gewesen, und habe der Unglücklichen Thränen geweint."

Julie wünschte den Abgrund zu sehen, und die Aebtissin gab ihr den Sohn des Klosterverwalters zum Begleiter. Da es ein heißer Tag war, so ging Julie erst gegen Abend am Arme des jungen Menschen durch das Thal, und dann zu den Ruinen der Tokenburg. Er führte sie die schmalen, mit Gebüschen bewachsenen Felswege in die Höhe, und sie wurde, je näher sie der Burg kam, desto ernsthafter, weil sie an die Lehren ihrer Mutter und an Grubenthals Eifersucht dachte. In sich verloren, und

nur mit ihren Gedanken beschäftigt, stieg sie die Felsen hinauf. Als sie endlich oben war, führte der junge Mensch sie, zwischen den Ruinen durch, zu dem Fenster, von wo man bis in den Abgrund hinunter sehen konnte. Dies ist das Fenster, sagte er, aus welchem die Gräfin gestürzt wurde. Julie trat nahe an den Abhang, und ihr Begleiter umfaßte sie, daß sie nicht fiele, als sie in die schreckliche Tiefe hinunter sah. Sie bog, weil ihr schwindelte, den Kopf zurück, legte, in Gedanken an Idda und Grubenthal verloren, mechanisch ihre Wangen einen Augenblick auf die Schulter des jungen Menschen, und seufzte: o, die Unglückliche! Ihr Begleiter hielt sie noch immer umfaßt; wahrscheinlich, weil er glauben mochte, ihr sey nicht wohl.

In diesem Augenblick stürzte hinter dem Gemäuer ein Mensch hervor, dem die Wuth aus den Augen flammte. Mit einer drohenden Bewegung rief er dem Jüngling zu: „wer bist du, Unglücklicher?" — Als der Jüngling das wüthende Gesicht, die drohenden Blicke sah, und den zornigen Ton der Stimme hörte, glaubte

er, der Mensch sey ein Mörder, ließ Julien stehen, sprang hinter ein Gemäuer, und lief die Felsen hinab wieder zu dem Kloster.

Es war kein Mörder, sondern der Herr von Grubenthal. Er erfuhr zu Hause Juliens schnelle Abreise nach dem Kloster Fischingen. Erst kurz vorher hatte er ihr wegen ihres Gespräches mit dem Gärtnerburschen Vorwürfe gemacht. Sie vergab ihm zwar; doch sah er, als er sie verließ, noch Wolken auf ihrer Stirn. Jetzt war sie nun verreis't, ohne es ihn vorher wissen zu lassen. „Warum that sie das?" fragte er sich. „Wie? sollte sie mich in der That nicht lieben? sollte sie verreis't seyn, um meiner Gesellschaft zu entgehen?" So spann das argwöhnische Herz dieses Mannes einen Gedanken aus dem andern; und bald war er, wohin er am Ende immer kam: in tiefer Unruhe über die Liebe und Treue seiner Julie. Ihre Mutter beurtheilte ihn ganz richtig. Er hatte in seinen ersten Jünglingsjahren unter der Schweizergarde in Paris gedient, und dort zu viele wollüstige Weiber kennen lernen, um noch an ein unschuldiges zu glauben.

Seine Vorstellungen von dem Herzen der Weiber ließen ihm auch jetzt keine Ruhe. Wer ihnen trauet, dachte er, ist schon betrogen. Er ritt nach Fischingen, um ein Auge auf Julien zu haben, und nahm seine Wohnung in einer von den umliegenden Hütten. Ganz einfach in einen grauen Ueberrock gekleidet, schlich er am ersten Tage um das Kloster her, ohne daß er Julien erblickte. Als er am folgenden von einem Spaziergange nach seiner Wohnung zurückkehrte, sah er in der Ferne ein Mädchen von ihrer schönen, schlanken Gestalt, am Arm einer Mannsperson gehen. So eben bogen Beide aus dem Thal in das Gebüsch zur Seite ein. Es war Julie! es war ihr Haar, ihr Gang, ihre Figur! Und um diese Zeit, dachte er mit Kopfschütteln; jetzt, da es anfängt Abend zu werden! mit einem Menschen, der, nach seiner Kleidung zu urtheilen, nur von ganz gemeinem Stande ist! Was ist das? Warum in das Gebüsch, wohin keine Wege führen? Warum allein? Abends? Himmel und Hölle! wenn ich von ihr betrogen würde!

Der Gedanke an den Gärtner flog durch seinen Kopf, weil der junge Mensch einen grünen Rock trug. Er lief Julien nach, und kam ihr näher. Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, daß sie es war; er hatte sogar ihr Gesicht im Profil gesehen. Sie ging mit dem jungen Menschen immer tiefer in das Gebüsch, und dann bergan, zwischen die Ruinen. Er verbarg sich mit Zähneknirschen hinter dem Gemäuer, und sah hier, daß der junge Mensch seine beiden Arme um Julien schlug; daß sie erst sich wegbeugte, als ob sie sich seinen Liebkosungen entziehen wollte, dann aber — o Entsetzen! — ihre schöne Wange auf des Jünglings Schulter legte, und von ihm umarmt da stand. Nun stürzte er wüthend auf die Verbrecher hervor, und der Jüngling entfloh.

Julie erschrak; doch schnell erkannte sie Grubenthal. Endlich, endlich, rief dieser in der größten Wuth: endlich fällt der Schleier, der mein Auge so lange verdunkelte. Oder wollen Sie noch leugnen?

„Sie haben mich sehr erschreckt, Grubenthal. Was wollen Sie denn?"

Recht! was ich will? recht! O, ich grober, unhöflicher Thor! Ja, daß ich mich auch mit meinem Ungestüm hieher dränge! daß ich Ihnen eine so süße Stunde störe, die vielleicht so bald nicht wieder arrangirt ist! Recht! was ich will! Ha! ha! ha!

„Grubenthal, Sie sind sehr ungezogen. Wahrhaftig, das geht zu weit! Ich befehle Ihnen, kein Wort mehr davon zu sagen! kein Wort mehr!"

Kein Wort? Das ist lustig! sehr lustig! Nein, so zahm bin ich noch nicht, daß ich sehen und schweigen soll. Oder soll ich Ihrem Sirenen-Gesange dennoch glauben? muß ich? muß ich glauben, daß Sie mit dem Elenden, den Sie bei sich hatten, hieher gegangen sind, um zu beten? Befehlen Sie nur! was soll ich eigentlich glauben? was muß ich glauben?

„Nichts, mein Herr! Ihre Vorwürfe sind so lächerlich, daß ich mich schämen würde, mit etwas Anderem darauf zu antworten, als mit Verachtung!"

Verachtung? Also bin ich verachtet? Also bin ich lächerlich, und verachtet?

„Es könnte dazu kommen, wenn sie fortführen sich verächtlich zu machen, mein Herr!"

Wer war der Mensch, Julie? Keine Unwahrheit: das rathe ich Ihnen!

„Herr von Grubenthal, zum letzten Male befehl' ich Ihnen, nicht ein Wort mehr über diese Begebenheit zu verlieren. Ich will schlechterdings auf keine Ihrer Fragen antworten."

Bei Gott! das heißt viel gefodert! O über die Weiber! — Julie, ich sage Ihnen, ich rathe Ihnen, ich bitte Sie darum. Glauben Sie mir, ich bin nicht bei mir selbst; deshalb . . .

„Das sehe ich, mein Herr; deshalb lassen Sie uns gehen!"

Nicht von der Stelle! und sollte hier ein Abgrund sich aufthun, uns zu verschlingen — nicht von der Stelle! Wer war der Mensch? Ich will Antwort. Bei Gott! ich will.

„Und ich will Ihnen keine geben," antwortete Julie fest.

Nicht? nicht? Ich soll also betrogen seyn, ohne zu fragen: wer betrog mich? Julie, Ant-

wort! wer war Ihr Begleiter? Denken Sie daran: ich bin ein Mensch, der . . .

„Aber wahrlich kein Mensch, dem ich meine Ehre anvertrauen möchte!"

Nicht? nicht? Aber dem Elenden, mit dem Sie Abends die Ruinen aufsuchen; aber dem wohl?

„Richtig; dem eher, als Ihnen."

O Himmel! Also . . . Was bedarf ich denn noch mehr, um zu wissen, das dieses Herz falsch ist, daß Sie eine Heuchlerin sind! Julie, wer war der Mensch?

„Sie sollen es nicht erfahren, Herr von Grubenthal: dafür stehe ich Ihnen."

Nicht? ich soll nicht? Julie! — Er faßte sie gewaltig beim Arm. Mit rollenden Augen sah er sie an, und dann den furchtbaren Abgrund, an dessen Rande sie noch immer stand. Bei Gott! rief er; ich könnte, ich möchte Sie hinabstürzen, und mich hinterher!

Julie fing an, sich vor seinen heftigen Bewegungen zu fürchten. Wohl, Grubenthal, Sie sollen den Nahmen, Sie sollen Alles wissen; ich will Ihnen auch nicht den kleinsten

Umstand verschweigen. Dann aber sollen Sie mich auch hören! . . . Was verlangen Sie zu wissen?" Sie ging einige Schritte zurück, und setzte sich auf einen Stein.

Wer ist der Mensch? der Mensch, der bei Ihnen war?

„Der Sohn des Klosterverwalters."

Wie lange kennen Sie den Elenden schon?

„Seit diesem Nachmittag um vier Uhr, da meine Tante, die Aebtissin im Kloster, den jungen Menschen mit diesen Worten rief: Jakob, bringe Er doch das Fräulein von Erlach zu den Ruinen! Seit diesem Augenblicke kenn' ich ihn."

O, ich verlange Wahrheit!

„Sie dürfen meine Tante fragen. Ich will mich sogar vor Zeugen verhören lassen."

Was wollten Sie hier? hier, in dieser Einsamkeit!

„Dort die Stelle sehen, an der ich stand, und wo vor einigen hundert Jahren der Herr des Schlosses, ein Graf von Tokenburg, sein unschuldiges Weib aus Eifersucht hinabstürzte. Die Geschichte ist sehr lehrreich, Herr von Grubenthal: das versichre ich Ihnen!"

Wahrscheinlich umarmten Sie den Burschen aus Freude über das Mährchen?

„Umarmten? Daß ich nicht wüßte, mein Herr! Der junge Mensch schlug seine Arme um meinen Leib, als ich hinunter sah. Das war natürlich, wenn ich nicht hineinstürzen sollte. Mir schwindelte, als ich in den Abgrund blickte, und ich legte, eben weil mir schwindelte, meine Stirn auf die Schulter des jungen Menschen. Wieder natürlich."

Sie erschraken aber, als ich kam! . . . Und der junge Mensch, der Sie hält, wenn Sie in einen Abgrund sehen, worin nichts zu sehen ist, und auf dessen Schulter Sie die Stirn legen, wenn Ihnen schwindelt: — weshalb entlief denn der sonderbare Bursche?

„Wahrscheinlich, weil er Ihnen nicht viel Gutes zutrauete. Sie stürzten ja hinter den Mauern hervor, mit einem Gesicht, als ob Sie jemanden ermordet hätten."

Julie! Julie! darf ich Ihnen glauben? darf ich?

„Sie dürfen, Herr von Grubenthal; denn ich will Ihnen zu Hause den überzeugendsten

Beweis geben: den jungen Menschen selbst. Ich will Sie nicht eher verlassen, nicht eher von Ihrer Seite gehen, als bis er Ihnen eben das gesagt hat, was ich Ihnen jetzt sage, als bis meine Tante, und dann meine Freundin Klaire, Ihnen die Veranlassung zu dieser Wallfahrt erzählt haben. Auch sollen Sie das Bild des unglücklichen Weibes sehen, das hier aus Eifersucht hinabgestürzt wurde; Sie können, wenn Sie wollen, ihre rührende Geschichte lesen, und dadurch selbst Interesse für diese Ruinen bekommen. Dann will ich noch zuletzt einen feierlichen Eid ablegen, daß ich bei diesem Spaziergange keinen andern Gedanken gehabt habe, als an Idda von Tokenburg und an den Herrn von Grubenthal. Jetzt lassen Sie uns gehen. Sie sollen überzeugt werden."

O Julie, ich bin schon überzeugt. Machen Sie nicht ein so ernstes Gesicht, Julie, und verzeihen Sie mir meinen Verdacht. Sie sind so gütig, Julie!

„Ja, ich will Ihnen verzeihen; — doch nur unter einer Bedingung."

Unter jeder in der Welt. Fodern Sie, Julie. Mein Ehrenwort, ich thue Alles.

„Wohl! Ich vergebe Ihnen mit der Bedingung, daß Sie von jetzt an nie wieder Anspruch auf mein Herz und auf meine Hand machen."

Sie scherzen sehr bitter, Julie!

„Scherzen? Nichts weniger, als das. Nein, Herr von Grubenthal, ich habe nun gelernt, daß nicht jede Eifersucht ein Beweis von Liebe ist. Die Ihrige wenigstens beweist nie etwas anderes, als daß Sie mich mit jenen verächtlichen Geschöpfen verwechseln, die Sie vielleicht in Paris gefunden haben." — Julie sagte das so fest, daß Grubenthal zitterte; doch bald erholte er sich wieder. Er glaubte, es wäre ein Einfall, den Demuth und Reue bald umstoßen würden; allein er irrte sich. Julie war, so viel auch Grubenthal mit Thränen in den Augen flehete, und so viel auch ihr eignes Herz für ihn sprach, dennoch ihrem Vorsatze getreu. Sie hob ihr Verhältniß mit Grubenthal auf, und blieb, damit er sie nicht sehen sollte, so lange im Kloster bei ihrer Tante, bis

er die Gegend verließ. Es kostete ihren Augen noch manche Thräne, ihrem Herzen noch manchen Seufzer; aber sie blieb standhaft: „denn,“ sagte sie heimlich zu Klairen; „du solltest ihn den Abend gesehen haben! Er faßte mich heftig, gewaltsam, an, und seine Augen rollten wild. Ich hätte beinahe Idda's Schicksal gehabt! Und wer weiß, ob immer Engel bereit sind, ein unschuldiges Weib aufzufangen, wenn ein rasender Mann es ins Unglück stürzt. Besser, man hütet sich, so lange es noch Zeit ist!“

V.

Der edelste Mann.

Der edelste Mann.

Nein! sagte Assad, und warf sich unruhig in die Arme seines weisen Lehrers: nein, ich fühle, daß ich es noch nicht werth bin, den Thron mit meinem edeln Vater zu theilen! Wie viel fehlt mir noch, ein Sohn zu seyn, wie er ein Vater ist! wie viel mehr noch, ein Fürst zu seyn, wie er!

„Diese edeln Zweifel, mein Assad," erwiederte Molhem, „machen dich des Thrones würdig. Du fühlest die Größe der Pflicht, Vater deines Volkes zu seyn; du weißt, wie schwer es ist, sie zu erfüllen. Die Weisheit bildete dich in der Ruhe des einsamen Landlebens, unter den harten Arbeiten des Ackerbaues. Sie führte dich in die Hütten der Armen: du kennst nun den Mangel, das Elend; du weißt, wie sehr der Arme eines Vaters bedarf. Dei-

ne Geburt und dein Alter rufen dich auf den Thron; die Erfahrung begleitet dich dahin: du wirst der Vater deines Volkes seyn!"

Ich hoffe, daß ich es seyn werde; aber, ach! mein Vater! — (ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus Assads Brust hervor) — ist es nicht grausam, daß mir, mir allein in meinem ganzen Volke, nicht die Liebe ein Weib giebt? daß der Ausspruch eines geheimnißvollen Tempels, eines Orakels durch den Mund des Priesters, mir das Mädchen nennt, mit dem ich mein Herz theilen soll? dieses Herz, das ... ach! —

„Eine alte ehrwürdige Sitte, mein Assad!"

Alt, ja! aber auch ehrwürdig?

„Assad, was giebt dir allein von deinem ganzen Volke die Krone? Eine alte heilige Sitte, das Recht der Erstgeburt, ruft dich aus den tausend Edeln des Volkes auf den Thron; eine alte Sitte heiligt dich, und hebt dich über die andern Menschen empor. Der Ehrgeitzige findet diese Sitte eben so ungerecht, wie du jene, ein Weib aus der Hand des Priesters zu nehmen. Jüngling ehre die uralte Ge-

wohnheit! sie stützt deinen Thron, und sichert das Glück der Tausende, die unter seinem Schutze ruhig leben. Wirf deine Blicke auf die Geschichte deiner Ahnen! Bestimmte nicht immer der Götterspruch dem Könige die schönste, oder die edelste, oder die weiseste Jungfrau? In die Hütte des Unterthans führt die Liebe des Mannes sein Weib: denn er bedarf nur Liebe; auf den Thron führt die Stimme des Volkes die Königin: denn die Königin soll die Mutter des Volkes seyn. Nimm noch dazu, daß vielleicht die Vorwelt diesen Gebrauch einführte, um das Herz des neuen Königs zu prüfen. Der Fürst soll seyn wie Gott: keine Leidenschaft soll ihn tyrannisch beherrschen, weil kein Gesetz seine Leidenschaft zügelt. Nimm dein Weib aus der Hand deines Volkes; es sichert deinen Thron, und die Ruhe der Tausende, die du beherrschest."

Ach, seufzte Assad aufs neue; und verdient der Thron dies große Opfer?

„Nicht der Thron, nicht sein Glanz; aber die Ruhe der Tausende, die der bürgerliche Krieg vernichten würde, wenn du für das Lä-

cheln der Liebe den Thron verschmähetest. Sey ein Mann, Assad, weil du König bist!"

Assad versprach es seufzend. Dann ging er einsam unter den dunkeln Palmen des Gartens, dachte an Alanen, und fand noch immer, daß ein solches Opfer für den Thron zu groß sey.

Neunzehn Jahre hatte Assad mit seinen Lehrern auf einem Landhause, fern von der Hauptstadt, zugebracht; bei Unterricht in nützlichen Kenntnissen, bei Arbeit und Jagd war er ein Jüngling geworden. Die Gesetze des Volkes untersagten dem Könige, seinen Sohn in dem verführerischen Glanze des Throns, unter den gefährlichen Schmeicheleien der Großen, erziehen zu lassen. Das Volk wählte aus den geachtetsten Weisen die Lehrer des Thronerben, und mit diesen mußte er bis in das zwanzigste Jahr in einem ganz einfachen Landhause leben. Dann rief ihn die Gewohnheit auf den Thron, die Arbeit des Herrschens mit seinem Vater zu theilen.

Assad war jetzt ein edler Jüngling, der Stolz seiner Lehrer, die Liebe seines Vaters, und die Hoffnung des ganzen Volkes. Sein

Herz hatte bisher noch keine Unruhe empfunden: es ahnete wohl zuweilen in dunkeln sehnenden Gefühlen die Liebe; doch bald schlug es unter den Lehren der Weisheit wieder ruhig. Zwar ging er zuweilen tiefsinnig in dem Schatten des Gartens umher, und horchte seufzend auf den liebevollen Schlag der Nachtigall; dann aber eilte er wieder froh und thätig auf die Löwenjagd, und vergaß die Seufzer der liebevollen Sängerin bei dem Brüllen des erlegten Raubthiers. Seine Brust hob sich wohl von unbestimmten Wünschen, wenn ihm Molhem, sein erster Lehrer, mit Freudenthränen in den Augen, von der Gattin seiner Jugend, und ihrer zärtlichen Liebe erzählte. Doch, lag er, von der Freundschaft seines alten Lehrers gerührt, an dessen Brust, so sagte er wohl: nicht wahr, Molhem, deine Gattin liebte dich so, wie ich dich liebe? Sein Herz begnügte sich dann wieder mit der Freundschaft seines Lehrers; er hielt sich für reich, weil er den Reichthum nicht kannte.

An einem schönen Frühlingstage irrte er in dem Walde umher, der sein Landhaus umgab.

So eben hatte er sich mit Molhem über das Glück des Volkes unterredet; und in lachenden Träumen, wie glücklich er das seinige machen wolle, eilte er nun leicht, mit freier Brust und heiterer Stirn, immer tiefer in die Waldung. Auf einmal stürzte aus dem Gebüsch ein Hirsch hervor. Assad eilte ihm nach durch das Dickicht, über Höhen und durch Thäler. So erreichte er das Ende des Waldes, und sah fern unter Palmen einige Hütten, zu denen er nun hin eilte, weil er sich von dem Wege und von Durst ermattet fühlte. Vor der einen Hütte saß in der Abendsonne ein schöner Alter, auf dessen zufriednem Gesichte der Abglanz von der Ruhe besserer Welten lag. Er stand freundlich auf, als er Assad erblickte, und kam ihm entgegen. „Sey mir willkommen, Fremdling," sagte er mit einem unbeschreiblich gutherzigen Tone; „geh meine Hütte nicht vorüber! Der Ewige segnet das Haus, das ein Fremdling besucht!" Assad betrachtete den Alten mit Ehrfurcht, setzte sich neben ihm auf den Rasen, und bat dann um einen Trunk Wasser.

„Alane!“ rief der Alte; und es kam ein junges, schönes Mädchen, schlank wie eine Palme, und lieblich wie die Morgenröthe. „Den Fremden durstet!“ sagte der Alte. Alane blickte mit den großen unschuldigen Augen auf Assad, eilte in die Hütte, und kam bald mit einem Becher voll kühlenden Palmsaftes, und einem Körbchen voll Melonen, Feigen, Ananas und Datteln. Sie überreichte dem Jünglinge den Becher, und sah ihn freundlich lächelnd an, als er trank. Dann bot sie ihm das Körbchen voll Früchte, zeigte ihm mehr mit Blicken als mit Worten die schönsten, nahm ihm den Bogen, den Köcher und den Wurfspieß von der Schulter, und ging mit diesen Waffen in die Hütte.

Alanens Anblick, die stille, reine Unschuld in ihren offnen Augen, die sanfte Gewalt, die rührende Schönheit in ihrem edeln Gesichte, traf auf einmal Assads Herz. Lange und mit nachdenkendem Ernste betrachtete er sie, als sie ihm die Waffen abnahm, und tiefsinnig sah er ihr nach, als sie ging. Der Alte legte seine Hand auf Assads Rechte, und dieser

fragte verwirrt: ist das deine Tochter? — „Meine Tochter Alane!" sagte der Alte mit funkelnden Augen; und nun floß ihm das Herz vom Lobe seiner Tochter über. Jetzt trat Alane wieder aus der Hütte hervor, von ihrem Bruder, seinem Weibe, und drei Kindern begleitet. Alle bewillkommten den Fremden mit herzlicher Vertraulichkeit; Alane stand hinter ihnen, und betrachtete den schönen Jüngling mit heimlichen Blicken.

„Willst du nicht eintreten?" fragte endlich der Alte; und Alane öffnete sogleich mit einem furchtsam bittenden Blicke die Thür der Hütte. Alane hat dir schon das weichste Polster bereitet, setzte der Bruder hinzu. Alane erröthete; Assad, der mit ihr erröthete, trat in die Hütte, und setzte sich auf das Polster, das sie bereitet hatte. Mit fröhlicher Geschäftigkeit brachte nun Alane schönere Früchte, setzte sie in Körben auf eine geflochtene Matte vor Assad hin, und wendete kein Auge von ihm, so lange er mit ihrem Vater redete.

Das Gespräch unter Allen wurde immer vertraulicher; doch Alane schwieg fast immer,

und wenn sie mit Assad sprach, so stockte ihre schöne Stimme, so konnte sie die Augen nicht heben. Sie legte, wenn er etwas sagte, ihre Hand auf die Lippen des Knaben, der mit ihr plaudern wollte, und zog ihn wieder zu sich, um mit ihm zu reden, wenn der fremde Jüngling sie anblickte.

Ungern sah Assad die Nacht kommen, und Alane seufzte, als ihr Vater daran erinnerte, daß es spät sey. Assad verließ das Zimmer, um sich auf das Lager zu werfen, das Alane ihm bereitet hatte. Ihr Auge verfolgte ihn bis in sein Schlafgemach, und sie war die letzte im Zimmer.

Assad legte sich, mit dem schönen Bilde des Mädchens in seiner Seele, auf das Lager. Er wußte selbst nicht, wie ihm war: mit einer süßen, wehmüthigen Sehnsucht wendete er die Augen dahin, wo er Alanen zuletzt gesehen hatte; er streckte die Arme dahin aus, um das Bild zu umfangen, und erst spät entschlummerte er in süßen Träumen. Als er die Augen öffnete, sah er das Bild Alanens wieder; ihre Stimme weckte ihn. Ein heiterer

Himmel, die wohlwollende Freundlichkeit eines segnenden Engels, lachte ihm aus ihren Augen entgegen, als er sie sah. Er ging zu ihr vor die Hütte, nahm ihre Hand, und öffnete die Lippen, um ihr zu sagen, daß sie himmlisch schön sey, daß er nichts gedacht, nichts geträumt habe, als sie; doch seine Lippen schlossen sich wieder, ohne ein Wort hervorzubringen, weil er Alanens Hand in der seinigen fühlte. So ging er mit ihr den Palmengang einmal auf und ab. Alane heftete ihr Auge auf den Boden; und wenn sie es langsam und heimlich hob, so blickte er furchtsam nieder. Der kühne Jüngling war so furchtsam bescheiden wie die Jungfrau.

Vor der Hütte zuckte des Mädchens Hand leise in der seinigen. Er ließ sie los, und Beide gingen, ohne ein Wort gesagt zu haben, zu den Andern hinein.

Alane stand auch noch diesen Morgen in der Ferne, und nahm nur mit Blicken und Seufzern Theil an dem Gespräche. Assad mußte gehen; doch immer war es ihm, als hätte er etwas vergessen, als hätte er noch

das Nothwendigste zu sagen. Schweigend sah er Alle rings umher an, als ob er ihr Mitleiden auffodere, daß er schon gehen müsse. So war es auch Alanen; sie wollte ihn bitten zu bleiben, flisterte sich im Herzen die Worte zu, die sie ihm zu sagen hatte, und sagte sie dennoch nicht. Als er endlich gehen wollte, brachte sie ihm den Bogen und den Köcher — diesen mit Blumen umwunden, welche sie am Morgen gepflückt, und ihm aus Schüchternheit nicht angeboten hatte. Assad sah von den Blumen auf Alanen, die lieblich erröthet da stand. Nun warf er einen ernsten, dreisten Blick auf das Mädchen; denn sein Herz sagte ihm, daß er es liebe.

Alle wünschten ihm jetzt eine glückliche Heimkehr; nur Alane nicht, die mit betrübter Miene da stand. Assad ging auf sie zu, und fragte: nur Alane wünscht mir nichts? Sie blickte ihn an, schlug die Augen nieder, und fragte zitternd und leise: wirst du wiederkommen, Helim? (So hatte sich Assad genannt.) — Ich werde dich wiedersehen! sagte der Jüngling ernst, und mit einem Tone, der

Alanen bedeutend schien. Nun blitzte ein Strahl von Freude aus ihrem dunklen Auge.

Assad ging unruhig durch die Palmen den Weg nach dem Walde zu. Oft wendete er sich um, und noch immer sah er Alanen auf einem Hügel stehen und ihm nachblicken. Seine Phantasie zauberte sie zu ihm her. Sie ging neben ihm mit ihrem freundlich traurenden Blicke, und fragte ihn noch tausendmal: wirst du wiederkommen, Helim? An jeder schattigen Stelle setzte er sich, träumte Alanen in seine Arme, entdeckte ihr, wer er war, bildete tausend Plane, sie sein nennen zu dürfen, und, ach! mußte seine Phantasie immer an Unmöglichkeiten ermatten lassen. So kam er endlich, mit einem Herzen voll der heißesten Liebe, wieder nach Hause.

Jetzt blieb er unruhig bei den Lehren der Weisheit; jetzt ging er tiefsinnig auf die Löwenjagd, und fand kein Vergnügen mehr an dem Erlegen eines Thieres. Den Kopf auf die Hand gelehnt, saß er im Gebüsche. Neben ihm sprang ein Reh auf, und seine Hand ergriff den Bogen; doch voll Unmuths über

die Störung, warf er ihn hin, um wieder an die schöne Alane zu denken. Seine Unruhe führte ihn endlich in die Arme des weisen Molhem. Ohne ihm Alanen zu nennen, brach er unmuthig in die Worte aus: „verdient der Thron dies große Opfer?" Die Vorstellungen seines Lehrers erfüllten seine Brust mit Schmerz, und wirkten auf seinen Verstand, gaben ihm aber nicht den Willen, dem Throne das große Opfer zu bringen. Tausendmal kämpfte er mit der Liebe. Die Pflicht errang den Sieg; aber die Liebe war dennoch nicht überwunden, und wurde mit jedem neuen Verluste nur mächtiger. Er wollte den Gedanken an Alanen verbannen, und dachte nur an sie; er hatte sich vorgenommen, sie nie wieder zu sehen, und ging an jedem Tage der Hütte näher, die sie bewohnte.

Endlich konnte er nicht länger widerstehen. Doch als er sich der Hütte Alanens näherte, schlug sein Herz mit Ungestüm. Er stand einen Augenblick; es war ihm, als wollte er die Hütte berauben. Was will ich? sagte er beschämt zu sich selbst: mein Wort brechen?

Schon wollte er umkehren; aber auf einmal stürzte ihm Alane, mit dem lauten Freudengeschrei: Helim! Helim! aus dem Schatten der Palmen entgegen. Zwei Schritte weit von ihm blieb sie furchtsam stehen, und eine hohe Röthe übergoß ihre Wangen; sie schlug die Augen nieder, ging langsam zu ihm, und sagte: „da bist du ja, Helim! Mein Vater wird sich freuen, dich wieder zu sehen."

Und Alane wird sich nicht freuen? fragte Assad. — Sie sah ihn verlegen an, als wüßte sie nicht, ob sie Ja oder Nein antworten sollte. „Willst du nicht mit mir gehen?" fragte sie endlich. — Nicht eher, als bis ich weiß, ob es dir auch lieb ist, daß ich komme. Sie lächelte, und sagte mit einem tiefen Seufzer: „ja, es ist mir lieb!"

Assad nahm ihre Hand, und Beide gingen ängstlich, schweigend, der Hütte zu. Das Freudengeschrei der Kinder, die vor der Hütte spielten, empfing sie. Alane und Helim! Helim und Alane! riefen die Kinder, und hüpften bald den Kommenden entgegen, bald zu der Hütte, um in die Thür zu rufen: da ist Helim!

Assad

Assad wurde von der Familie freundlich empfangen. Und wirst du nun heiter seyn? fragte Alanen ihr Bruder heimlich. Assad hörte es, und blickte Alanen an, die schon bei der Frage erröthet war.

Nun ist Helim da! rief ein kleiner Knabe, und hüpfte fröhlich an Alanen hinauf: nun ist Helim da; nun wirst du wieder freundlich seyn, Alane, und mit uns spielen und nicht mehr so in den dunkeln Palmen gehen. (Der Knabe legte die Hände kreuzweis über die Brust, ließ den Kopf auf die Schulter hängen, und ging mit einer spottend-traurigen Miene die Hütte auf und ab.)

Assad hob den Knaben auf, und küßte ihn. Alle die Tage, fuhr der Kleine fort zu plaudern, alle die Tage, lieber Jäger, die du **nicht** hier gewesen bist, war Alane sehr traurig: „wie eine junge Witwe," sagte meine Mutter immer, wenn sie Alanen dort auf dem Hügel stehen sah, an dem Wege, den du kommen mußtest. Und kam sie dann nach Hause, so . . . — Alane nahm den Knaben von Assads Armen, und rief: komm,

ich gebe dir meinen schönsten Ananas-Apfel; komm!

Gieb mir zwei, liebe Alane! erwiederte der Kleine; du hast mir zwei versprochen, wenn Helim käme. Zwei mußt du mir geben; er ist ja hier! — In Assads Herzen regte sich das reinste Gefühl der Freude und des Entzückens.

Alane führte die Kinder weg, und blieb eine ganze Stunde aus. Die Kinder kamen bald wieder, hüpften um Assad her, und kicherten, wenn er sie fragte, wo Alane wäre. Der Kleinste sagte Assad ins Ohr: Alane hat uns verboten, dir zu erzählen. Wir sollen jeder einen Pisang bekommen, wenn wir nicht plaudern. — Ich gebe dir zwei, wenn du mir erzählst, sagte Assad scherzend. Nein, erwiederte der Knabe: Ein Pisang von Alanen ist besser, als zwei von dir! und Assad küßte den Knaben mit dem Entzücken der Liebe.

Endlich kam Alane mit ernster Miene, mit finstern Augen, wieder in das Zimmer. Sie vermied es, den Jüngling anzusehen, und betrachtete ihn dennoch heimlich über das Ge-

webe weg, das sie in ihren Händen hielt. „Du wirst doch diese Nacht in meiner Hütte bleiben?“ fragte der Alte. (Alane sah starr auf Assads Lippen.) Wenn Alane mich gern sieht! antwortete Assad. Alane erröthete; ihres Bruders Gattin lächelte, und der Alte sagte: „Helim, du wirst meine Tochter darum *nicht verachten*, daß sie ein Herz hat. Von uns Allen sieht *sie* dich am liebsten.“ — O Vater! sagte Alane schmerzhaft, und stand auf. „Warum nicht, mein Kind?“ sagte der Alte, und legte seine Hand auf ihre Stirn. „Du fühlst, daß du allein bist, und brauchst vor dem Gefühle, das dir der Herr des Lebens gab, *nicht zu* erröthen. Alane warf einen flüchtigen Blick auf Assad, seufzte tief, und verließ dann die *Hütte*. Ach, klagte der Knabe, Helim ist ja nun hier, und Alane geht doch schon wieder in den Palmen! — „Laß sie gehen,“ erwiederte der Alte lächelnd; „auch du wirst einmal die stille Einsamkeit suchen.“

Assad warf sich dem Greise zu Füßen. Der Greis sah ihn lächelnd an, und dabei drangen Thränen aus seinen Augen. „Mein Sohn!“

rief er mit einer seelenvollen Stimme. Dann stand er auf, und ging in ein Nebengemach. Assad folgte Alanen, und sie erschrak, als sie ihn kommen sah. Er trat vor sie hin, nahm ihre Hand, drückte sie auf sein Herz, und sah ihr mit dem Blicke der innigsten Liebe in das Auge. O gute, gute Alane, sagte er mit einer rührenden Stimme; wollte der Himmel . . . Er vollendete nicht, und warf einen traurigen Blick auf das Mädchen. Alane sah ihn nachdenkend an, ohne ihre Hand aus der seinigen zu ziehen. Auf einmal leuchteten ihre Augen, und sie sagte: „Helim, ja es ist wahr, was dir die Kleinen verrathen haben; es ist wahr, was dir mein Vater gesagt hat. Die Tage, da ich dich nicht sah, wurden mir traurig lang; dein Bild begleitete mich im Wachen und in Träumen; ich fühlte ein süßes Verlangen nach dir, und heute, als du kamst, flog dir mein Herz mit unaussprechlichem Entzücken entgegen. Ist das Liebe? Ich weiß es nicht. Mein Vater sagt, Ja; mein Bruder und seine Gattin sagen es auch. Der Vater meint, ich dürfe nicht vor dem Gefühle meines Herzens

erröthen. „Ach," setzte sie zitternd hinzu: „ja, ich glaube, ich liebe dich!"

O, heilige Unschuld! rief Assad, und drückte die Hand des holden Mädchen auf sein Herz. Alane, so empfange denn von mir das Geständniß der reinsten Liebe! so empfange denn vor den Augen des Ewigen von mir das heilige Versprechen . . . — Sein Blick verfinsterte sich bei den letzten Worten; seine Augen füllten sich mit Thränen. Er bedeckte zitternd mit seiner Hand die dunkle Stirn, und schwankte in stummer Betäubung zu einer nahen Laube. O Gott, seufzte er, der du mein Herz kennst, der du mir dieses Herz gegeben hast! warum bin ich der Erbe eines Thrones? warum nicht der Bewohner einer armen, kleinen Hütte? Er legte die Stirn in die Hand, und saß schwermüthig da. Alane stand noch, wo sie gestanden hatte, und betrachtete den geliebten Jüngling mit ahnendem Kummer. Sie faltete die Hände; es rollten Thränen über ihre Wangen, und ihr Kopf sank allmählich auf die von Seufzern gedrückte Brust.

Assad blickte auf, und sah das geliebte

Mädchen so stehen. Nein! rief er: ich soll dich nicht glücklich machen; aber ich will dich auch nicht betriegen! Er trat vor sie hin, und sagte in dem Tone des bittersten Jammers: Alane! — Er konnte nicht weiter reden, da Thränen seine Worte erstickten.

Noch einmal hob sich Alanens Brust von einem Seufzer; dann erheiterte sich ihr Auge. „Nicht wahr?" sagte sie; „du willst mir mein Unglück ankündigen? Rede! Ich kann leiden!"

Ich liebe dich Alane, hob Assad an; aber das Schicksal, das unglückliche Schicksal . . . Mein Herz vergab die Liebe, und gab es dir; über meine Hand soll der Zufall gebieten.

„Muß das, muß es seyn?" fragte Alane, und trocknete sich die Augen.

Es muß seyn; ein hartes Schicksal hat es zu meiner heiligsten Pflicht gemacht.

Alane küßte des Jünglings Lippen, und sagte wehmüthig: „das gab dir die Liebe! Die Erfüllung der Pflicht giebt mehr: Ruhe im Leben und im Tode. Komm Helim!" Sie faßte zitternd seine Hand, und führte ihn

sanft in die Hütte zurück. Alle erschraken, als sie Beide hereintreten sahen. Alane lächelte schmerzhaft, und sagte aus ihrem gebrochenen Herzen: „ich danke dir, Vater, daß du mich die Tugend mehr lieben lehrtest, als mich selbst!" Sie nahm den Bogen von der Wand, überreichte ihn dem Jüngling, der bleich und stumm noch verweilte, hängte ihm den Köcher um die Schultern, und bot ihm dann die Hand. „Leb wohl, edler Jüngling!" sagte sie mit bebender Stimme. „Du gehst, und wir sehen uns nie wieder." — Assad warf sich ihr zu Füßen, weinte auf ihre Hand, und klagte: Alane! Alane! heiliges, frommes Mädchen! Wann wird die Tugend belohnt! — „In solchen Augenblicken," erwiederte sie, „da wir größer sind, als unsre Herzen! Leb wohl!" Er reichte ihr noch einmal die Hand, schluchzte: leb wohl! und wendete sich um, zu gehen. Alane wurde bleich wie eine Lilie, und warf sich laut weinend an ihres Vaters Brust, als der geliebte Jüngling die Hütte verließ.

Still, in tiefen Schmerz versunken, kam Assad zu Hause. Ach, erst in dem Verluste

selbst hatte er gesehen, welch ein Herz er verlor. Er folterte sich, ein Mittel zu finden, wie er den Ausspruch des Priesters mit seiner Liebe vereinigen könnte, und er schrie vor Entzücken auf, als er den Gedanken hatte: vielleicht läßt sich der Priester bestechen. Sogleich sprach er mit seinem Lehrer davon, doch nur im Allgemeinen. Molhem faßte Assads Hand, sah ihm freundlich in die Augen, und sagte langsam: „und wenn es möglich wäre, Assad; — möchtest du das Herz eines Menschen mit der Schuld einer Betriegerei durch Bestechung belasten? möchtest du als König in deinem ersten Staatsdiener einen Betrieger kennen? Würde ein Betrug nicht dich selbst unglücklich machen? Du der Betrieger deiner Unterthanen! Lass' es auch für eine gute Sache geschehen; es bleibt doch immer ein Betrug. Kein Erfolg steht in deiner Gewalt; nur die Mittel. Laß den Erfolg unglücklich seyn — wie schmerzhaft wird dann nicht der kleinste Betrug, durch den man sich selbst betrogen hat! . . . Assad, möchtest du das?"

Assad wendete sich schweigend und in Ver-

zweiflung von seinem Lehrer ab, weil nun alle Hoffnung verloren war. Er vertrauerte sein Leben einsam in den Wäldern um seine Wohnung her, und ließ jede entlegene Stelle von Seufzern der Liebe, und dem süßen Nahmen Alane ertönen.

Mit geheimen Grauen sah er dem Tage entgegen, da er sein zwanzigstes Jahr vollendete. Kaum war er angebrochen, so kam sein Vater, von allen Großen des Reiches begleitet, um Assad, nun seinen Mitregenten, aus der Schule der Weisheit auf den Thron zu rufen. Assad sank in seines Vaters Arme, und benetzte sein ehrwürdiges Gesicht mit Thränen der Ehrfurcht, — aber auch mit Thränen der leidenden Liebe. Alle kehrten mit dem jungen Könige und seinen Lehrern in die Stadt zurück. Das Volk empfing den Vater und den Sohn mit frohem Jauchzen. „Assad! unsre Hoffnung! unser Glück! unser Vater!" diese Nahmen stiegen aus tausend Lippen, und von tausend Segenswünschen begleitet, zum Himmel.

Assad streckte gerührt die Arme gegen das

Volk aus, und die schönen Thränen der Dankbarkeit flossen über seine Wangen. Diesen Augenblick benutzte Molhem, der an Assads Seite ritt. „Assad," fragte er heimlich: „ist nicht das Gefühl, die Hoffnung eines ganzen Volkes zu seyn, wenigstens eben so süß, als das Gefühl der glücklichen Liebe?" — Süßer! süßer, mein Vater! sagte Assad mit funkelnden Blicken. Ach! setzte er dann leiser hinzu; wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich könnte ich seyn, wenn ... — Er erröthete über seine unmännliche Klage, und vollendete nicht.

Sie waren eben vor dem Thore des Pallastes, den Assad bewohnen mußte, bis sein Schicksal sich entschieden, bis der Priester seine Gattin genannt hatte. Dieser Pallast war so lange für jeden unzugänglich, selbst für Assads Vater, selbst für seine Lehrer. Der Thronerbe wurde hier nur von Stummen bedient, und die Thüren blieben verschlossen.

Noch einmal warf sich Assad in die Arme seines Molhem; dann stieg er die hohen Stufen hinauf, und trat in den Eingang. Hinter

ihm verschlossen sich die goldnen Thore. Er streckte die Arme gen Himmel, und rief: leb wohl, Alane! Ach, ich bin verloren!

Am folgenden Morgen versammelte sich das Volk vor dem königlichen Pallaste. Auf dem hohen Throne saß Assads Vater; um ihn her standen alle Großen des Reiches. Auf den Stufen des Thrones saßen Assads Lehrer und die Statthalter der entfernten Provinzen. Zwischen dem Throne und dem Volke standen der Oberpriester und die übrigen Priester in langen Reihen.

Da erhob sich der König von dem Throne, und rief laut: Oberpriester, gieb meinem Sohne eine Gattin; ich gebe meinem Volk einen König! Der Oberpriester ging die Stufen des Thrones hinan, wendete sich zu dem Volke, unter dem sich eine heilige Stille verbreitete, und rief mit lauter Stimme: Assads Gattin sey die edelste Jungfrau, die Tochter des edelsten Mannes! Das Volk wiederholte die Worte.

Nennt mir den edelsten Mann meines Volkes! sagte der König zu den Großen und den

Statthaltern, die seinen Thron umringten. Jeder Große nannte einen Mann, und erzählte dessen edelste That. Die in der Stadt wohnenden edeln Männer wurden herbei gerufen, und zu den entfernteren wurden Boten abgeschickt. Die Versammlung ging aus einander, und Alles harrte dem zehnten Tage mit Erwartung entgegen.

Nach neun Tagen versammelten sich der König, die Großen, die Statthalter, Assads Lehrer, die Priester und das Volk aufs neue vor dem königlichen Pallaste. Von dem fröhlichen Zujauchzen des Volkes empfangen, erschienen vor dem Throne des Königs die edeln Bürger mit ihren Töchtern, alle in festlichen Kleidern, mit Blumenkränzen in den lockigen Haaren. Ein herrlicher Anblick! Greise und Männer aus allen Ständen, Arme und Reiche: jetzt sämmtlich die Bewunderung des Volkes, und der Neid der Großen.

In einem weiten halben Kreise umringten sie den Thron, und eine ehrfurchtsvolle Stille, als ob die Gottheit selbst zugegen wäre, verbreitete sich unter dem Volke. Der glän-

zende Thron, die prächtig bekleideten Großen wurden heute übersehen; denn hier stand die heilige Tugend, und feierte öffentlich ihren schönsten Triumph.

Der König stieg vom Throne herab, und trat schweigend zu den Edelsten seines Volkes. Er zählte sie auf beiden Seiten, und seine Augen füllten sich mit Thränen der königlichsten Freude, daß ihrer so viele waren. Dann ging er in dem Kreise umher, drückte hier einen armen Greis an seine Brust, reichte dort einem Landmanne die Hand, fragte einen Andern nach seinem Nahmen, und suchte ihn in dem Verzeichnisse, das ihm seine Großen gegeben hatten. Auf einmal winkte er dem Kreise, sich um ihn her zu stellen; und nun rief er laut und entzückt: „sieh, mein Volk, deinen König wirklich von den Großen und Edlen seines Reiches umgeben!" Unter lautem Jauchzen des Volkes bestieg er aufs neue den Thron; und plötzlich herrschte eine tiefe Stille.

Die Edeln wurden einer nach dem andern aufgerufen, und jeder trat, mit seiner Tochter an der Hand, auf die höchste Stufe des Thro-

nes. Aller edle Thaten, sämmtlich der Bewunderung werth, wurden erzählt und in ein Buch getragen.

Der letzte unter ihnen war ein Greis, an dessen Seite ein schönes, junges Mädchen stand. So wie man seinen Nahmen, Salud, rief, trat er mit einer edeln, bescheidenen Einfalt, die nichts fürchtet, nichts fodert, auf die Stufen des Thrones, und war, wie es schien, mehr beschäftigt, seine Tochter zu trösten, als erfreut über die Ehre, unter den Edelsten des Volkes zu seyn.

Als er vor dem Throne stand, sah der König umher, welcher von den Großen des Mannes Tugend bezeugen würde. Molhem, Assads Lehrer, stand auf, und rief: „ich habe diesen Mann den edelsten genannt. Er heißt Salud, und lebt unbekannt, ungeehrt, unbewundert, von seiner und seiner Kinder Arbeit. Höre, König, die edelste That eines Menschen! Dieser Salud hatte ohne seine Schuld an Ochuz den grimmigsten, unversöhnlichsten Feind."

O, ich bitte dich, hob der Alte mit unverstellter Rührung an: höre auf! Ochuz war

mein Feind; aber er starb versöhnt mit mir. Rede nichts Böses von dem Manne, der edel genug war, mir vor seinem Tode noch zu verzeihen!

„Laß mich reden," fuhr Molhem fort. „Zweimal zündete Ochuz die Hütte dieses edeln Mannes an, und machte ihn zum Bettler; und er — er verschwieg es."

Das that er im Zorn; und welcher Mensch ist im Zorn seiner mächtig? Ich baute mir eine neue Hütte, und der Ewige segnete mich doppelt. So hatte ich ihm nichts mehr zu verzeihen.

„Ochuz stellte hinterlistig seinem Leben nach. Salud ertappte ihn auf der That, vergab ihm, und beschützte ihn großmüthig in demselben Augenblicke gegen zwei Feinde, die ihn mit Dolchen in der Hand überfielen."

Ich war das mir selbst schuldig; mein Herz befahl und belohnte die That.

„Ochuz Hütte brannte ab, und Salud baute ihm heimlich eine neue."

Das that ich aus Eigennutz; ich glaubte, mir dadurch meinen Feind zu versöhnen.

„Ochuz ermordete den Sohn dieses Mannes auf der Jagd."

Ja, bei dem Ewigen! rief Salud mit Schmerz: das that er. Ich bitte Gott täglich, es ihm zu verzeihen und mir Vergessenheit zu geben. — Er trocknete sich eine Thräne aus dem Auge.

„Ochuz wurde arm, und dieser Mann war heimlich sein Wohlthäter."

Oeffentlich konnte ich es ja nicht seyn; ich fürchtete, er möchte meine Hülfe ausschlagen. Der Ewige ernährt die Bösen: soll ich Staub unbarmherziger seyn, als Er, der den Staub belebte?

„Ochuz fiel in eine Krankheit. Salud wurde der Pfleger des Mannes, der von Allen verlassen war. Ochuz jammerte über das Schicksal seiner Tochter, der er nichts hinterlassen konnte. Da holte Salud seinen einzigen Sohn, und gab ihm Ochuz Tochter vor dessen Sterbebette zur Gattin."

Ach! rief Salud, und kreuzte die Hände demüthig über die Brust: ach, was hat der Sterbende anders für Trost, als seine Kinder glück-

glücklich zu wissen! Gott sey gelobt, ich konnte einem Sterbenden den Trost geben, und darf nun hoffen, daß auch meine Kinder glücklich seyn werden. — Bei diesen Worten schloß er seine Tochter in seine Arme, und benetzte sie mit Thränen.

Jetzt stand der König auf, und drückte den edeln Greis an seine Brust. Die Großen, die Edeln umringten den alten Salud, und betrachteten ihn mit Ehrfurcht. Sein Nahme stieg von den Lippen der Tausende gen Himmel. Einmüthig erkannten das Volk, die Priester, der König ihm den Preis der edelsten Handlung zu; und seine Tochter sank bleich in ihres Vaters Arme.

Molhem trat zum zweiten Male auf, und sagte: „der Ausspruch des Priesters ist erst halb erfüllt. Assads Gattin soll die edelste Jungfrau seyn. Alane, Saluds Tochter, ist das Ebenbild ihres Vaters. Sie liebte einen Jüngling unaussprechlich; sie liebt ihn noch: aber edel opferte sie ihr Herz und ihre Liebe der Pflicht. Als sie nur ahnete, daß des Jünglings Hand verschenkt sey, hieß sie ihn

gehen, eben als er, von ihrer Tugend entzückt, seine Pflicht vergaß und ihr voll Liebe zu Füßen sank. Noch jetzt bereuet sie das große Opfer nicht, das sie der Tugend gebracht hat." — Salud und Alane! rief das Volk: der edelste Mann! die edelste Jungfrau!

Der König nahm mit einem väterlichen Lächeln Alanen in seine Arme, segnete sie, und sagte: sey mir willkommen, meine Tochter!

Alane ward bleich, und bebte. Dann warf sie sich schnell dem Könige zu Füßen, und rief mit bewegter Stimme: nun denn, um dieser Liebe willen, die noch jetzt mein Herz mit Kummer füllt, und die ich der, ach! allzuschweren Pflicht opferte — zwinge mich nicht, großer König, meine Hand deinem Sohne ohne mein Herz zu geben. Laß mich allein unglücklich seyn, und nicht einen Andern unglücklich machen. Sie sank matt ihrem Vater in die Arme, und seufzte an seiner Brust mit schwacher Stimme: ach, Helim!

Der König war bewegt. Darf ich, sagte er laut, ein gebrochenes Herz noch stärker brechen? Wählt eine andere Jungfrau! Mol-

hem rief: „König, das Schicksal hat gesprochen, gebt Assad die edelste Jungfrau, die Tochter des edelsten Mannes! Lehre dein Volk nicht die heiligsten Gesetze verachten. Ich verlange im Nahmen des Volkes, daß der Spruch des Tempels erfüllt werde. Salud ist der edelste Mann, Alane die edelste Jungfrau. Sie sey Assads Weib! Alane! (er wendete sich zu dem bebenden Mädchen) möchtest du das Volk und den König bewegen, ein Gesetz zu vernichten, weil dessen Erfüllung dir schwer wird? Die Pflicht gegen dein Vaterland ist so heilig, wie die Pflicht gegen die Gottheit!"

Unbarmherziger Mann! schluchzte Alane: ich muß dir folgen. Gott gebe mir Vergessenheit!

Der König winkte, und die Thore des Pallastes, worin Assad war, flogen auf. Assad hatte schon lange das Jauchzen des Volkes gehört, und bei jedem Geschrei war er bleich geworden, weil ihn dünkte, er höre darin sein Todesurtheil. Jetzt, als die Thore des Pallastes aufflogen, bebte er, tief erschüttert.

Ein Theil der Großen, mit Molhem an der Spitze, holte ihn aus dem Pallaste zu dem Throne seines Vaters. „Assad,“ rief ihm Molhem entgegen; „das edelste Mädchen deines Reiches ist deine Gattin!“ Assad warf sich in seine Arme, und seufzte traurig: Ach, Molhem, so führe das Opfer zum Altare! — Molhem fragte lächelnd: „Assad, du opferst doch dein Herz deinem Volke freiwillig?“

Frage nicht mehr, Molhem! genug, ich opfre es.

„Und du glaubst, Assad, daß die Tugend belohnt wird?“

O, vergieb mir, Lehrer meiner Jugend, wenn mein Herz nur Einen Lohn kennt und verlangt!

Da ergriff Molhem des Jünglings Hand, und führte ihn durch die Reihen des jauchzenden Volkes zu dem Throne seines Vaters. Hier ist deine Gattin, Assad! rief der König, und führte ihm Alanen entgegen.

Starr blieb Assad vor Alanen stehen, und sah sie an. Nach und nach verbreitete sich das freudigste Entzücken über sein Gesicht. „Alane!“ rief er laut mit einem unbeschreiblichen

Tone der Ueberraschung, des Entzückens, und sank der Geliebten zu Füßen.

Alane, die den Ton der Stimme erkannte, hob ihre Augen auf, sah Assad, und blieb starr und bleich, ein Bild des Schreckens, stehen. Helim! seufzte sie endlich, legte die Hand auf seine Brust, und sagte bittend: o geh! — „Ich bin Assad! nicht Helim!" rief er, und breitete seine Arme aus. — Assad! rief sie nun mit jauchzender Stimme, und sank mit entzücktem Herzen dem jungen Könige in die Arme.

„So belohnt der Allgütige die Tugend!" rief Molhem dem glücklichen Paare zu, und erzählte nun dem frohen Vater Assads Beider Liebe. Das Volk jauchzte; der König dankte der ewigen Vorsehung. Assad lag in Alanens Armen, und Beide hörten nicht das Jauchzen des fröhlichen Volkes, nicht die Glückwünsche der Großen. „Du bist es? du?" fragten sie einander, noch zweifelnd, und drückten sich noch inniger in die Arme.

O Gott! rief Salud, du belohnst die Tugend. Alane ist glücklich, und ich gehe zufrieden in mein Grab.

In Alanens Armen bestieg Assad endlich den Thron seiner Väter. Das Volk und alle Großen riefen: der Ewige belohnt die Tugend! Er segne Assad und Alanen

VI.

Die Entdeckung der Insel Madera.

Die Entdeckung der Insel Madera.

Et toi, aimable fille, innocente et paisible,
Dont l'ame aux passions est encore insensible,
Quand, chérissant le noeud que tu ne connois
pas,
Dans les filets d'Amour on conduira tes pas,
Au récit de mes maux, loin d'être indifférente,
Prétes-y tous les jours une oreille indulgente;
Interroge ton ame et préviens les régrets
Que trainent après eux les sermens indiscrets.
Et lorsqu'au jour préscrit, de roses couronnée,
Trop crédule victime avec pompe amenée,
Un seul mot de ta bouche ordonnera ton sort;
Avant que de parler, regarde, lis ma mort!
Avant que d'embrasser, peut-être, ton bour-
reau,
Tremble, et jette un coup d'oeil sur mon triste
tombeau!

In den lieblichen Gefilden, welche die Trent bewässert, mitten unter grünen Hügeln, Kornfeldern, Wiesen und Gehölz, lagen zwei nach-

barliche Burgen. Dorset und Macham, die Herren der Burgen, waren durch ihre zusammen verlebte Kindheit Freunde geworden; nachher aber trennten sie sich, weil sie verschieden dachten. Der junge Dorset, ein offner, fröhlicher Jüngling, verließ die einsame Burg, die heimischen Wälder, und zog an den Hof des Königs, wo sich sein heitres Herz den geselligen, sanfteren Freuden der besseren Menschheit öffnete; der junge Macham hingegen, ein finsterer, ehrgeitziger Kopf, wollte seinen Freund nicht begleiten. „Nein," sagte er, und zeigte ihm die stolzen Thürme seiner Burg: „hier herrsch' ich, hier bin ich König; dort wär' ich nur ein Sklav. Geh und lerne dort gehorchen; ich will hier herrschen!" — Er kehrte zurück zu seinen Forsten und zu den wilden Klippen, die seine Burg umgaben.

Dorset lebte am Hofe des Königs heiter; unter Tanz und Saitenspiel floß seine Jugend vorüber. Er dachte mit Zittern an den Tag, der ihn wieder zu der stillen väterlichen Burg führen sollte; und doch kehrte er freudig dahin zurück: denn die Liebe führte ihn an ihrer

schmeichelnden Hand, und beglänzte die Einsamkeit seiner Burg mit ihrem Rosenlichte.

Dorset sah auf einer von seinen kleinen fröhlichen Reisen die schönste Jungfrau in England, und war bei ihrem Anblick wie bezaubert. Er bewarb sich bald um ihre Hand, und erhielt sie zu seinem Entzücken. Seine Gattin liebte die stille Einsamkeit; jetzt ward auf einmal auch für ihn das Getümmel des Hofes die stillste Einöde, und die verborgenste Einsamkeit, nur von den Seufzern seiner Liebe belebt, das schönste, geselligste der Feste. Er verließ den glänzenden Hof Eduards des Dritten, und sah an der Hand seiner zärtlichen Gattin die schönen Gefilde, wo er geboren war, und Machani, den Freund seiner Kindheit, wieder.

Die Liebe lehrte den zärtlichen Dorset die Einsamkeit verschönern, und den finstern, stolzen Ernst seines Macham erheitern, über den selbst das Glück der eigenen Liebe und Ehe nichts vermocht hatte. Dorset bauete auf dem Wege zu Machams Burg — sonst dem Thale der Freundschaft, jetzt dem Aufenthalte der Liebe — an jeder schönen Stelle eine Laube von

Rosen. Hier, in der Mitte des Thals, das beide Burgen trennte, stand eine zierliche Hütte, mit schattigen Linden umgeben, zu der von beiden Burgen Gänge zwischen schönen Fruchtbäumen führten. Hieher kamen Dorset und Macham mit ihren Gattinnen, und feierten die unschuldigen, entzückensvollen Feste der vertraulichen Freundschaft. Zufriedenheit und Frohsinn gingen aus dem Herzen Dorsets und seines sanften Weibes hervor; mancher ihrer Blicke stahl sich dann in Machams finstre Brust, und zwang auch ihn zur Freude.

Hieher führten die Eltern den fröhlichen Kreis ihrer Kinder; sie knüpften das Band der Liebe und der Freude noch um mehr Herzen, und vervielfältigten ihr Glück in fremdem Genusse. Aber mit inniger Liebe hingen die Blicke und die Herzen der Alten an Dorsets jüngster Tochter, Anne. Kein Fremder, so finster er auch war, konnte dieses furchtsam-freundliche Kind mit dem holden, zufriednen Engelsköpfchen sehen, ohne es anzulächeln, und ohne es liebzukosen. Keins von Annens Geschwistern, keins von Machams Kindern sprang bei ihr

vorüber, ohne jedes Mal einen Augenblick zu verweilen, um der freundlichen Kleinen die Wange zu streicheln, und ihr mitten unter dem fröhlichen Jauchzen des Spieles mit sanfter Stimme zu sagen: liebe, gute Anne!

Da stand die kleine Anne, so oft die Andern spielten, ein Paar Schritte weit entfernt, und lächelte mit den hellen, klaren Augen über die Fröhlichkeit ihrer Geschwister, als ob sie zu ihrem eigenen Glücke weiter nichts bedürfte, als des Anblicks von fröhlichen Menschen. Ihre Seele war unbeschreiblich sanft, weich und nachgebend. Gutherzigkeit, der einzige Reitz ihres holden Gesichtes, strahlte lebendig aus ihren hellen, blauen, sanften, immer bittenden Augen, schwebte auf ihren lächelnden Lippen, tönte deutlich in dem sanften, bebenden, schmeichelnden Ton ihrer weichen Stimme, und sprach aus der schönen Mäßigung aller ihrer Bewegungen, aus der Bescheidenheit und Furchtsamkeit, die in ihrer Stellung, in ihren Spielen, in Allem, was sie sagte und that, nicht zu verkennen war. Alle nannten sie: die Gute; man rief sie nur: gute Anne!

Fingen die Kinder ein Spiel an, so stand sie gewiß bei dem Kinde, das gern ein anderes gespielt hätte, liebkos'te es, und suchte mit freundlichen Blicken und schmeichelnden Worten den kleinen Unmuth über den mißlungenen Wunsch zu verjagen. Wurde ein Kind von den andern übersehen, verspottet, oder verlacht, so stand Anne gewiß bei diesem Kinde, wie ein tröstender Genius, und entschuldigte das Gelächter der andern, oder vergütete es durch eine rührende, liebkosende Freundlichkeit. Sie schien keinen Wunsch, kein Verlangen, keinen Gedanken, kein Gefühl für sich, sondern nur für Andre zu haben. Eine Thräne in den Augen eines Andern lockte immer eine mitleidige Thräne in die ihrigen. Dorset wagte es nicht, eins seiner Kinder in Annens Gegenwart zu bestrafen; denn dadurch bestrafte er sie. Keins ihrer Geschwister wagte es, wenn sie kam, zu weinen. Die Gute kommt! riefen die andern; und nun wurden die Thränen schnell getrocknet. Anne entdeckte aber oft auch die leichteste Spur der Thränen, ließ sich nicht durch die verstellte Fröhlichkeit täuschen, und blieb so lange mit

einem mitleidig freundlichen Blicke an dem rothen Auge hangen, bis es wirklich wieder heiter wurde; und erst dann war auch sie wieder heiter.

Sie begleitete jedes verklagte Kind zu den Eltern, um ihre Verzeihung zu erbitten. Einmal stand sie mit dem flehenden, freundlichen Gesichte neben ihrem Bruder, der einen Fehler begangen hatte, vor ihrem Vater; und der alte Macham sagte leise zu diesem: so möge einmal der Engel aussehen, der mich vor Gottes Richterstuhl führt; dann werde ich gewiß begnadigt!

Den zweiten von Machams Söhnen, Robert, machte Anne vorzüglich zu dem Gegenstande ihrer Liebkosungen und ihrer besänftigenden Freundlichkeit. Seine Seele war finster und ernst; in seinem Herzen brannte schon früh ein kindischer Ehrgeitz; seine Blicke waren entweder drohend oder unzufrieden; er spielte nur ungern ein Spiel, das er nicht angegeben hatte; er kehrte halb in der Laufbahn um, so bald er sah, daß ihm jemand zu weit vorkam, und spottete des Siegers. War Er dies, so freute

er sich nicht; es schien, als ob er glaube, daß ihm der Sieg gebühre. Oft verließ er den Kreis der fröhlichen Kinder, weil ein Wort ihn beleidigt hatte; dann stand er in der Ferne, sah gleichgültig dem Spiele zu, und freute sich, wenn es aufhörte. Sein schwarzes Haar, das in krausen Locken um den Kopf und um die Stirn hing, machte sein Gesicht noch finsterer. Er war unversöhnlich, wenn man ihn beleidigt hatte; doch nicht immer, wenn Anne ihn bat, da selbst er ihrer gutherzigen Freundlichkeit oft nicht widerstehen konnte. War er im Wettlauf nicht Sieger geworden, so ging sie zu ihm, legte das blonde Köpfchen an seine Brust, und schmeichelte ihm zu: „o, nimm es nicht übel, Robert, daß ich dir, als du liefst, in den Weg trat!" Oder sie erzählte den Andern, daß Robert im Lauf einen Zweig, oder einen Stein unter die Füße bekommen, der ihn gehindert habe, der Erste zu werden; oder sie tröstete ihn auf eine andre Weise. Das trieb sie so lange, als Roberts Auge noch finster war.

Meistens brachte sie es durch eine kleine List

oder Schmeichelei dahin, daß Robert die Spiele angeben durfte; oder sie nannte das, welches ein Andrer vorschlug, Roberts liebstes Spiel, und freute sich darauf, weil er es so gern spielte. Ging Robert unmuthig von dem Spiele weg, so lief sie zwischen ihm und den Andern ab und zu, bis sie die Einigkeit wieder hergestellt hatte. Sich nahm sie immer die Rolle, die Niemand wollte, oder die am beschwerlichsten war; und dann rief sie dennoch: heute bin ich recht fröhlich!

Ihre Freundlichkeit mäßigte Roberts Stolz, und — nährte ihn auch. Mit Robert ging sie; von ihm ließ sie sich erzählen; von ihm nahm sie am liebsten eine Blume, und fand sie schöner als jede andre. War er dann einmal recht freundlich, so hüpfte sie vor Vergnügen; und der alte Dorset sagte wohl von Roberts Freundlichkeit: das ist nicht sein eigenes, es ist Annens Lächeln auf seinem Gesichte — wie ein Sonnenblick auf einer Gewitterwolke.

Erzählten die Kinder, so fand Anne jedes Geschichtchen artig; erzählte Robert, so lehnte sie sich horchend zu ihm hin, und er sah in

ihren funkelnden Augen das Vergnügen, das seine Erzählung ihr gemacht hatte. So milderte Anne durch ihre Gutherzigkeit Roberts finstern Unmuth, und gab seiner Brust zuweilen die Zufriedenheit, die das Schicksal, oder sein eigener Charakter, ihm versagte.

Anne liebte alle Menschen um sich her; aber sie wurde auch von allen geliebt. Fragte man die Kinder, wen sie am liebsten hätten, so nannten sie erst einen andern Nahmen als Anne; aber dann gewiß diesen. Robert allein sagte: ich liebe Annen am meisten. Anne rief mit freundlichen Blicken, und breitete die Arme aus, wie zum Umfangen: ich liebe alle Menschen am meisten! Und sie hatte Recht.

Wie ist es möglich! sagte Dorset oft; wie kann das zarte Herz des Mädchens, das nichts als Liebe fühlt, sich an den eigensüchtigen Robert hängen! Aber Anne liebte Roberten nicht allein, nicht einmal mehr, als einen Andern: ihr ganzes Herz war in Liebe getaucht. Nicht Robert zog sie an sich, sondern seine Unzufriedenheit; sie ging nicht mit ihm, weil sie ihn liebte, sondern weil sie ihn nicht heiter

sah. War er einmal vergnügt, dann kümmerte sie sich weniger um ihn; dann zog ihre Neigung sie zu ihrem Bruder, einem sanften Knaben. So wie sie Roberten liebte, liebte sie jeden Unglücklichen: ihr Herz gehörte jedem kummervollen Gesichte, jeder klagenden Stimme. Mit eben der freundlichen Zärtlichkeit, eben der rührenden Sanftmuth, eben der sich selbst vergessenden Theilnahme, saß die zehnjährige Anne im Thale bei einer Bettlerin, die auf Dorsets Burg gewesen war, und weinte auf die Hände der Unglücklichen mitleidige Thränen. Ein Vorrath von Lebensmitteln, den Anne ihr hatte tragen helfen, lag auf dem Schooße der armen Frau; und während diese ihre Lebensmittel wegpackte, küßte Anne das schmutzige Kind, und sagte wohl zehnmal, und immer lebhafter: welch ein schönes Kind habt Ihr, Mutter! Sie bat die Frau dann, ihr das Kind ja oft zu bringen: „denn,“ setzte sie zärtlich hinzu, „ich habe euch Beide recht lieb.“

Ging die Frau, so begleitete Anne sie eine Strecke, und führte dabei ein freundliches Gespräch; dann kehrte sie fröhlich zurück, weil sie

eine Unglückliche getröstet hatte. Wies einer von dem Hofgesinde einen Bettler mit harten Worten ab, so verbarg sie sich, als ob sie etwas Böses gethan hätte; denn sie war selbst zu furchtsam, dem Harten seine Härte zu verweisen. Schnell aber suchte sie eine Erquickung für den Armen, eilte hinter ihm her, gab ihm die Wohlthat im Nahmen dessen, der ihn abgewiesen hatte, und versöhnte so den Armen durch Güte und Freundlichkeit mit einer fremden Härte.

Ueberall war Anne, überall verglich sie Mißverständnisse, oder endigte Zänkereien unter dem Burggesinde. Wo sie erschien, da hörten alle harten Worte auf: das Gezänk wurde ein sanfter Wortwechsel, der Wortwechsel ein Gespräch; denn Anne sah die Zankenden so freundlich bittend an, daß keiner es mehr über das Herz bringen konnte, etwas Heftiges zu sagen. Der Vogt nannte sie, als sie größer wurde, scherzend: das Burggewissen; „denn," sagte er, „man kann sie nicht ansehen, ohne Lust zu bekommen, alle seine Sünden wieder gut zu machen." So erwarb die furchtsame, sanfte

Anne sich durch Liebe in der Burg eine Gewalt, welche Stolz, Ernst und Strenge dem Gebieter nicht hätten geben können.

Robert aber liebte Annen nicht so, wie die Uebrigen. War er auf Dorsets Burg, oder mit den Kindern im Thale, so hielt er sich immer zu Annen, ging mit ihr, redete nur mit ihr, und sicherte sich ihre Gesellschaft durch das finstre Gesicht, das er jedem machte, der sich ihr nur näherte. Sprach sie freundlich mit seinem, oder auch nur mit ihrem Bruder — und wie konnte sie anders? —: so verfinsterte sich Roberts Auge, und sie brauchte eine Stunde Zeit, ehe sie sein Gesicht wieder erheitern konnte. Er folgte ihr auf allen ihren Schritten, hing an ihren Augen, konnte nicht mehr ohne sie seyn; und dennoch war es nicht Liebe, was ihn zu Annen zog, sondern jene gehässige Leidenschaft, die sich Liebe nennt, aber nicht Liebe ist, weil sie nur sich selbst will und liebt: die Eifersucht.

Die furchtsame, gutherzige Anne bequemte sich nach ihrem eifersüchtigen Freunde, und zuletzt nahmen es ihre Geschwister als bekannt an,

daß Anne Roberten lieber habe, als sie. Man neckte Beide mit ihrer Liebe; und endlich überredete das gute Mädchen sich selbst, daß Robert ihr lieber sey, als jeder Andre!

Unter diesen Spielen und Neckereien waren die Kinderjahre dahin gelaufen, und Anne eine Jungfrau von funfzehn Jahren geworden. Zu dem Ausdruck der Güte in ihrem schönen, jugendlichen Gesichte kam jetzt ein Blick voll Sehnsucht, der matte Strahl einer sich selbst geheimen Liebe. Die fröhlichen Rosen ihrer Wangen erblaßten; aus dem runden, vollen Gesichte des Kindes wurde ein schönes Oval, nur von einem leichten Roth sanft angehaucht: ein Bild der Liebe, obgleich noch kein Seufzer der Liebe ihren Busen gehoben hatte.

Robert, und Annens Bruder, Beide jetzt achtzehn Jahr alt, sollten nun die Burg verlassen, und dem großen Eduard nach Frankreich zu Kämpfen und Siegen begleiten. Auch Annens Schwester sollte sich bald von der väterlichen Burg entfernen; denn sie war die Braut eines edeln Britten. Jeder hatte, so wie der Abschiedstag herankam, Thränen in den

Augen; nur Robert nicht. Dieser saß bei dem alten Burgvogt, und ließ sich von den Franzosen, von den Schlachten und Siegen der Engländer erzählen. Dann fuhr er auf, schlug an sein Schwert, und schwor dem Alten, daß sein Nahme bald eben so berühmt seyn solle, als die Nahmen der edelsten Britten. Anne stand zwei Schritte von ihm, und es flossen Thränen über ihre blassen Wangen. „O, Robert,“ sagte sie; „wie kann dein Herz am Blutvergießen Freude finden, und in diesem Augenblicke, da das Band unsrer alten Liebe so auf einmal zerrissen wird!“ Er lächelte, und drückte dem weinenden Mädchen die zitternde Hand.

Am letzten Abend saß der kleine Cirkel der Familien noch beisammen. Der alte Dorset ermahnte seinen Sohn und Robert zur Tapferkeit, aber auch zum bessern Heldenmuthe: zur Menschlichkeit gegen die Feinde. Die Mutter flisterte ihrer Tochter noch einmal weise Lehren zu, wie sie die Liebe ihres Mannes behalten könne. Alle hatten die Trennung, die morgen geschehen sollte, vergessen; nur Anne lehnte

sich in das Fenster, und es rollte eine Thräne nach der andern langsam aus ihren Augen. Sie verließ endlich den Saal, und ging in einem heimlichen Unbewußtseyn die dunklen Gänge des Gartens auf und nieder.

Robert folgte ihr, als er sie nicht mehr sah, und fand sie in Thränen. Anne, sagte er, und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder: du weißt, wie ich dich liebe; du weißt, daß du mir Alles bist, daß ich Alles, selbst mein Leben, nur nicht meine Ehre, für dich aufopfern würde. Anne, fühlst auch du eben das für mich; hab' ich deine Liebe, theure Anne: so gieb mir ein Zeichen davon, und versprich mir deine Treue!

Anne weinte nicht mehr, und sah ihn an. So sprach Robert zum ersten Male mit ihr; so hatte sie, wenn sie ihm sagte: ich liebe dich, Robert! die Worte nie verstanden. Sie fühlte in ihrer Seele etwas, das sie hinderte, Ja zu sagen, und zögerte mit der Antwort. „Was willst du, Robert?" fragte sie endlich, sanft und freundlich.

Deine Liebe, dein Herz, das Versprechen deiner Treue.

Sie sah ihn starr an. „Meine Treue?" fragte sie, wieder zögernd. „Robert, ich kann . . ." — Sie wußte selbst nicht, was sie sagen sollte; sie fürchtete sich, ihn durch ein Nein zu betrüben, und doch konnte sie ein Ja nicht über ihre Lippen bringen.

Robert warf einen ahnenden Blick auf sie. Anne, sagte er mit einiger Heftigkeit; ich habe mich geirrt. Bisher glaubte ich, du hättest mich lieb. — Dabei flog die hohe Schamröthe des beleidigten Stolzes über sein Gesicht.

„O, ich liebe dich," sagte Anne eilig; „gewiß, ich liebe dich, Robert!"

So gieb mir ein Zeichen deiner Liebe, das dich und mich an den heutigen Abend erinnere. — Er faßte eine von Annens blonden Haarlocken, und hob ihre Scheere am Bande auf. Anne, soll ich? fragte er mit gerührter Stimme. Sie konnte dem Tone nichts abschlagen, und lispelte: Ja. Robert schnitt die Lokke ab, umfaßte Annen, drückte einen Kuß auf ihre schönen Wangen, flisterte: auf ewig meine Anne! und verbarg die Haarlocke an seinem Herzen.

Anne stand noch immer in der gutherzigen Verwirrung da, und sah ihm zu, wie er die Haarlocke verbarg. Endlich sagte sie: „nun, laß uns gehen, Robert.“ Er legte seinen Arm um ihren Leib, und ging so mit ihr auf die Burg zurück. Unterweges schwieg er; seine Blicke hingen trunken an dem schönen Mädchen. Auch Anne schwieg; sie wußte nicht, was sie zu dem sonderbaren Vorfalle sagen sollte.

Am folgenden Morgen verließen die beiden Jünglinge und Annens Schwester die Burg. Anne blieb nun allein, ihrem weichen, in Liebe getauchten Herzen überlassen. Schon vorher, wenn man sie sah, hätte man glauben sollen, ihr Herz sey voll Liebe zu einem Jüngling; denn, ohne diese Leidenschaft zu kennen, ohne einen Gegenstand dafür zu haben, liebte Anne wirklich. In den letzten Jahren, da ihre Geschwister noch mit ihr auf der Burg lebten, ging sie gern täglich ein Paar Stunden einsam in den Fluren umher, schmeichelte jeder schönen Blume, kos'te mit jeder angenehmen Schattenstelle, bewillkommte die erste Blüthe des Frühlings, wie man einen Geliebten empfängt, mit

Thränen der Freude, und verfolgte das erste fallende Blatt des Herbstes mit wehmüthigen Thränen. Jede Empfindung ihres Herzens war von Kindheit an der Liebe ähnlich gewesen; und was anders konnte ihre Empfindung jetzt seyn, in den Jahren, da die Natur auch die härteste Brust mit Seufzern der Liebe füllt!

Ohne die süße Unruhe eines unbekannten Verlangens hatte Anne bisher mit den Blüthen des Frühlings, mit dem Schatten der Gebüsche, mit den Lämmern auf dem Felde gespielt, und ihre Seufzer waren nur die Seufzer der Freude gewesen; aber seitdem sie ihre Schwester in den Armen ihres Bräutigams gesehen, und seit jenem Abend, da Robert seinen Arm um sie geschlungen und ihr die Haarlocke genommen hatte, fühlte sie in ihrem Herzen eine stille, zärtliche, wehmüthige Sehnsucht, für die sie keinen Nahmen wußte. Jetzt wünschte sie ein Herz zu finden, dem sie Liebe geben, und von dem sie endlich auch Liebe nehmen könnte; jetzt war es ihr nicht mehr genug zu lieben: sie wollte wieder geliebt seyn. Da saß sie in dem Schatten eines Laubgebüsches, und

träumte sich in die Arme eines geliebten Jünglings, aber nicht Roberts. Hold und freundlich war der Jüngling; zärtlich und sanft seine flehenden Blicke; süß und melodisch seine Stimme. Er liebte, wie sie, die schöne Natur, die mondhelle Nacht, die untergehende Sonne, die heimlichen Gänge im Gebüsch, das verborgene Leben in der Einsamkeit, und die schönen Thränen des Mitleidens. Ihr Schutzgeist zeigte ihrem Herzen, um sie zu warnen, das Bild des Jünglings, mit dem sie glücklich seyn würde; aber ihr Schicksal hatte sie schon dem bestimmt, der ihr weiches Herz nur zerdrücken konnte.

Wenn Dorset seine Tochter in ihren süßen Träumen überraschte; wenn er sie lange durch die Laube beobachtete, wie sie jetzt so seelenvoll lächelte, ihr Auge sich dann verdunkelte, und ein Seufzer leise aus ihrem Herzen hervor durch die schönen Lippen brach; wenn sie auf seine Anrede ihm mit dem zärtlichsten Tone der Stimme antwortete, und er den Traum, der ihre Seele füllte, nun leicht errieth — dann sagte er oft: gute Anne, du kannst nur lieben; aber darum bitte ich dich, mein Kind,

sey vorsichtig mit deinem Herzen! Dieses weiche Herz ist ja Alles, was du hast.

Sie lächelte. „O Vater, gewiß, ich werde glücklich.“

Das gebe dir Gott, meine gute Anne! Aber, Kind, wenn du, anstatt der heißen, zärtlichen Liebe, die du erwartest, Kälte, anstatt der hingebenden Liebe fodernde Selbstsucht fändest: wie würde es deinem armen Herzen, das nur auf Liebe hofft, ergehen!

„Ich werde Liebe finden, mein Vater. Wer könnte mich hassen!“

Laß dich von deinen Träumen nicht verführen, mein Kind! Deine erfahrungslose Güte, dein Herz, deine Phantasie sind jetzt im Stande, dem fühllosen Baum ein Herz zu leihen. Wie ganz anders, meine gute Anne, ist es in der Wirklichkeit! Hassen wird dich Niemand, das weiß ich: aber wer hat ein Herz, das deinige zu belohnen? Darum sey vorsichtig, meine Anne! Zu deinem Glücke führt nur Ein Weg: vertrauliche, herzliche Liebe. Laß dich nicht verführen, einen andern zu gehen; du würdest nichts finden, womit du dich trösten könntest.

Ziehe dein Herz zu Rathe, mein Kind; doch eben so sehr auch meine Erfahrung. Kein Herz betriegt leichter, als ein sanftes, weiches, wie das deinige. Du wirst ein natürliches Wohlwollen für Neigung halten, und die Neigung für innige Liebe. Gott gebe, daß dein erster Seufzer in das Herz eines edeln, sanften Mannes gehaucht wird! Du stehst auf dem Scheidewege zu dem größten Glück, aber auch zu dem größten Unglück. Die Pfirsich blühet früh; doch Eine rauhe Nacht kann die Blüthe tödten. Verbirg deine Liebe, meine sanfte Anne, bis du den Mann kennst, den dein Herz zu lieben scheint. — Anne versprach es ihrem Vater; sie lächelte aber heimlich über seine Besorgnisse.

Nach und nach wurde ihr Traumbild Roberten immer ähnlicher. Jede Botschaft, die von Frankreich herüber kam, brachte auch den Ruhm von Roberts Tapferkeit und Heldenmuthe mit. In der Schlacht bei Crecy war er von dem Könige zum Ritter geschlagen worden; denn er hatte die königliche Fahne erobert. Verwundete Engländer, die zurückkehrten, be-

fangen seine Tapferkeit, und gefangene Franzosen nannten ihn den Schild des Englischen Heeres. Mit jeder Nachricht, die Anne von Robert bekam, schlug ihr Herz mehr für ihn, als für das Bild ihrer Phantasie. Endlich war es Robert, in dessen Armen sie in ihren Träumen lag; und so gewann er abwesend Annens Liebe, weil ihr Herz ihm die eigene sanfte, dahingebende Liebe zuschrieb.

Robert kehrte, mit Ruhm und Ehre gekrönt, zurück. Zitternd, mit hochklopfender Brust, eilte ihm Anne entgegen, und Robert schloß sie in seine Arme. Jetzt erst, sagte er stolz, habe ich deine Liebe verdient, Anne. Diesen Ton der Stimme, diesen Blick, diese Stellung hatte Anne nicht erwartet. Sie sah ihn schweigend an; und die Liebe, die eben siegend aus ihrem Herzen hervorbrechen wollte, verbarg sich wieder.

So kalt, Anne? fragte Robert; haben meine Siege keinen wärmeren Empfang verdient?

„Kann denn," fragte Anne furchtsam lächelnd, „ein Schwert Liebe verdienen? Nur

Liebe gewinnt Liebe; und nur ein Herz verdient ein Herz."

Roberts Auge wurde finster; doch Annens Freundlichkeit zerstreute den Verdruß des gedemüthigten Stolzes.

Annens liebeverlangendes Herz übersah Roberts selbstsüchtigen Stolz, und fand da heiße Liebe, wo doch sonst nichts war, als die Neigung der Kinderjahre, und die Freundlichkeit der geschmeichelten Eigenliebe. Der stolze Robert hielt Annens zärtliches Herz für Liebe gegen sich. Beide betrogen sich; aber nicht lange, so demüthigte sich Roberts Stolz vor Annens schönem, reinem Herzen, und Annens Güte übersah Roberts Stolz. So lebten sie Monate. Ihre Neigung für einander wurde immer wärmer, und dann endlich Liebe, wie Annens Herz, wie Roberts Stolz der Liebe fähig waren.

Anne hatte Roberten nun schon tausendmal gesagt: ich bin dein, Robert; ich liebe dich unendlich. Sie hatte an seinem Herzen schon tausendmal die heißen Thränen der entzückten Liebe vergossen, ohne daß ihr Vater es wußte;

und wenn ihr dessen Warnung einfiel, so blickte sie dankbar gen Himmel, daß sie nun ein Herz voll reiner Liebe gefunden hätte. Ach! und könnte die Liebe Wesen verwandeln; Annens zärtliche, innige, heiße Liebe hätte den stolzen, ehrsüchtigen Jüngling anders machen müssen. Wirklich hielt er sich für ganz verwandelt, seitdem die sanfte Anne ihn liebte. Sein Stolz war befriedigt, seine Ehrsucht verlangte nichts mehr. Ja, Anne, sagte er oft; du giebst mir mehr, als das habsüchtigste Herz von einem Mädchen verlangen kann. Anne gab ihm das wirklich. Sie saß da, ein Bild der zärtlichsten Liebe: ihre brennenden Augen waren nur auf ihn gerichtet; sie horchte auf jedes seiner Worte, sie folgte seinen Augen. Sah er sie an, so empfing ein zärtliches Lächeln seinen Blick; stand er auf, so machte auch sie schon die Bewegung aufzustehen, und ehe eine Minute vergangen war, folgte sie ihm wirklich. Schon Morgens kam sie ihm im Thal entgegen, und begleitete ihn durch die Forsten. Lächelnd trug sie seinen Jagdspieß, wenn er zurückkehrte. Sie zitterte vor seiner heftigen

Jagdliebe, und vertheidigte sie doch gegen Alle, die sie tadelten.

Diese Liebe, so wahr, so treu, so ohne Selbstsucht, erregte auch in Roberts Herzen die besseren Empfindungen des allgemeinen Wohlwollens. Das Furchtbare seines blitzenden Auges erlosch vor Annens mildem Blicke, und seine Stimme wurde sanfter. In ihren Armen vergaß er oft sogar, daß noch Ruhm, daß noch Ehre zu verdienen, daß noch Siege zu erkämpfen übrig blieben. Er konnte selbst Beleidigungen vergeben, wenn ihn Annens zu ihm erhobnes Auge voll sanfter Zärtlichkeit, oder voll bittender Thränen, darum bat.

Auch Dorset sah, was Anne nicht verbergen konnte, ihre Liebe zu Robert. Er wollte noch einmal warnen; allein die schwärmerische Anne sank mit einem Strome von Thränen in seine Arme. Nun schwieg er, weil er sah, daß ein Tadel des Geliebten das Herz des Mädchens brechen würde. Du weißt, Anne, sagte er dennoch einmal: er war schon als Kind bitter, stolz, selbstsüchtig; er . . .

„Er war es, Vater,“ fiel Anne fle-

hend ein; „aber die Liebe hat ihn verwandelt.“

Warnend sagte Dorset: die Liebe, mein Kind, kann schlummernde Kräfte wecken, und jede in Thätigkeit setzen; allein ganz neue Menschen bilden kann sie nicht. Ach, mein gutes Kind, zu der ehrgeitzigen Selbstsucht sollte sich am wenigsten die Liebe gesellen, oder ein so weiches, empfindliches Herz, wie das deinige.

„O Vater, sein Ehrgeitz ist seine Liebe; ich bin sein Stolz.“

Nicht doch, mein Kind; er liebt dich, weil deine Liebe seinem Ehrgeitze wohlthut. Anne, Niemand, als du, liebt ihn. Hast du gefragt: warum? O, mein Kind, Gott erhalte dir seine Liebe, oder er gebe dir ein festeres Herz!

Annens Thränen flossen noch lange, als ihr Vater sie verlassen hatte, nicht, weil sie seiner Warnung glaubte, sondern weil der Tadel des Geliebten ihrem weichen Herzen weh that. So traf Robert sie an. Er fragte; und Anne, die dem Geliebten auch nicht den geheimsten Ge-

danken verbergen wollte, gestand, doch bemäntelnd, die Furcht ihres Vaters.

Ja, Anne, hob Robert finster an: dein Vater hat halb Recht; ich empfinde für dich, was ich noch nie, auch nur ähnlich, für irgend etwas in der Welt empfunden habe. Aber ich liebe dich, was auch dein Vater glauben mag; ja, ich kann sagen, ich liebe dich mehr als den Himmel: ich liebe dich wie den Sieg; oder — ich liebe nichts, als dich. Dein Vater, Anne, warnt dich vor mir; und ich — ich liebe dich. Nun, so wähle unter uns. Aber, Anne, wähle ganz; und liebst du mich, so gieb mir deine Hand, und sag' Amen, wenn ich dich für meine Braut erkläre.

Anne zitterte vor dem Tone, mit welchem Robert sprach. Doch reichte sie ihm die Hand, und sagte leise: „Amen! ich bin die Deinige, ewig, mit ganzem Herzen."

Robert lächelte. So gieb mir, sagte er, deinen Schleier zur Schärpe, ein Pfand deiner Liebe und Treue, und allen Rittern ein Zeichen, daß du mein bist.

„Und in diesem heiligen Augenblicke denkt

Robert an nichts, als an äußere Zeichen meiner Liebe? Hier, mein Robert," sagte sie zärtlich, sank mit Innigkeit an seine Brust, und schlang beide Arme fest um ihn: „dieser Kuß, diese Umarmung, ein Kuß der jungfräulichen Lippe, und eine Umarmung der treusten Liebe, sey dir ein besseres Helmzeichen, als der vergängliche Schleier."

Und doch gieb mir den Schleier, Anne; gieb mir ihn zur Schärpe. Dein Vater muß sehen, wem du gehörst; . . .

„Robert!" sagte Anne betroffen und mit betrübter Stimme.

. . . muß sehen, fuhr Robert eifrig fort, *wer* in diesem Wettkampfe gesiegt hat; muß sehen, ob ich, oder er . . .

„O Robert, Robert! willst du mit meiner Liebe dem guten Vater trotzen? Mein Geliebter, laß dir doch mit meinem treuen Herzen genügen! O, kannst du in meinen Armen weniger seyn als Mensch, Sohn, Gatte, Bruder? Lieber, lieber Robert!"

Versagst du mir, hob Robert bitter an, ein Zeichen deiner Liebe? — Anne nahm mit heim-

lichen Thränen den Schleier von ihren Locken, und wand ihn, weil Robert es verlangte, um seine Schultern; doch mit zitternden Händen. Und nun gingen sie Beide auf die Burg zu dem alten Dorset.

Ist es möglich, Anne? fragte Dorset heimlich seine Tochter: ist es möglich? er hat deinen Schleier? und noch in eben der Stunde, da dein bekümmerter Vater dich warnte? Anne, war es dir möglich? konntest du mich so ganz vergessen?

„Vater," antwortete Anne seufzend; „er wollte es. Ich weiß, Du vergiebst mir; aber er — er wollte es. O Vater, verzeihe ihm und deiner Anne!"

Siehst du, mein Kind, was ich dir sagte? Du hoffest mehr von der Liebe des Vaters, als des Geliebten; und genügt deinem Herzen daran, meine Anne? —

Anne seufzte.

Nicht wahr, er foderte den Schleier, um mir zu trotzen; und du mußtest ihn geben? Anne, fühlst du noch nicht, daß er um dich kämpft, wie um den Dank eines Turniers?

daß er dich liebt, wie den Preis eines Sieges? Er will nicht dein Herz; er will den Ruhm haben, dein Herz zu besitzen. Er will nicht Annen; er will die Ehre, sagen zu können: Anne ist mein. Kind, ich warne dich noch einmal. Wie paßt deine uneigennützige, treue, nichts verlangende, demüthige Liebe, zu dem alles an sich reißenden, nichts zurückgebenden Stolze dieses Mannes? Anne, sag, ich habe Unrecht! Sag das, meine Anne!

„Vater, ist Robert nicht ein sehr edler Mann? ein großmüthiger Mann?"

Er ist der tapferste Ritter in England. Starr ist sein Sinn, wie seine Lanze, unbezwinglich sein Muth, wie sein Schwert; fest hält er alle seine Entschlüsse; Hindernisse, die jeden schrecken, sind ihm nur ein Sporn zu tapfern Thaten. Das ist wahr, Anne; auch der Neid muß es ihm zugestehen. Aber sein Herz kennt kein Mitleiden, keine Liebe, keine Freundschaft, keine Nachsicht.

„O Gott, mein Vater, nein! nein! Hilft er nicht allen Bedrängten?"

Ja, weil es die Turniergesetze befehlen; nicht, weil er menschlich fühlt.

„O Vater, handelt er nicht gut, edel, groß?"

Ja; weil er Ritter, nicht weil er Mensch ist. Seine Tugend liegt in seinem Stande, nicht in seinem Herzen. Und diesen Mann liebt die weiche, schwärmerische, sanfte, gütige, liebevolle Anne, die nichts als wohlthun, nichts als segnen möchte; der ein rauhes Wort die Brust durchbohrt; der die geringste Härte die Seele umkehrt; der eine Thräne, die sie nicht trocknen kann, das Herz zerspaltet! . . . O Anne, Anne! ich fürchte, in den Händen dieses Mannes möchte dein Herz, das so sanft, so weich gehalten seyn will, nur bluten! . . . Mein Kind, dein Vater warnet dich!

Anne zerfloß in Thränen; aber ihr liebendes Herz fand ihres Vaters Worte zu hart, und warf einen schönen Schleier über Roberts Gestalt. Sie hörte nicht auf zu lieben; denn wann gehorcht die sorglose Leidenschaft der weisen, bedächtigen Erfahrung!

Ihr Bruder kam zurück, und mit ihm Percy, ein edler Britte, sein Freund, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte und

noch nicht von seinen Wunden geheilt war. Dorset empfing den kranken Retter seines Sohnes mit der Freude der väterlichen Dankbarkeit, und Anne mit einem schwesterlichen Herzen. Robert begrüßte ihn finster; er beneidete den edeln Jüngling um die Thränen, die Anne seinen Schmerzen weinte. Anne bereitete dem Retter ihres Bruders das weichste Lager, saß oft an seinem Bette, und pflegte seiner, ohne Robert deshalb zu versäumen. Ihr Herz gehörte diesem, ihr Mitleiden dem edeln Percy.

Percy hatte Eigenschaften, die Roberten *fehlten*: er schlug die Laute, und sang die schönsten Lieder mit der lieblichsten Stimme. Aber *ein* Wort von Robert überwog in Annens Seele das schönste Lied, und Roberts rauhe Stimme drang tiefer in ihr treues Herz, als Percy's melodischer Gesang.

Finster saß Robert da, und mitten in einer *angenehmen* Erzählung, die Percy machte, winkte er Annen, mit ihm zu gehen. Sie folgte *ihm*, so gern sie auch die Erzählung gehört hätte, und Robert lächelte darüber, daß Percy so unmuthig war, wenn Anne ihn verließ.

Trotz dem stillen Gehorsam des sanften Mädchens, Trotz ihrer treuen, immer sorgsamen Liebe, war ihm dennoch Anne zu freundlich gegen Percy, und er quälte das gute Mädchen ganze Tage lang mit finsterem Unmuth.

Eines Morgens öffnete er das Gemach. O, wie gütig seyd Ihr, Fräulein! sagte eben Percy, als Robert herein trat, zu Annen, die ihm noch einmal für ihres Bruders Rettung gedankt hatte. Roberts Blick wurde bei diesen Worten noch finstrer. Er kehrte rasch wieder um, und Anne eilte ihm nach. Kalt sah er ihr in das freundliche, bittende, treue Auge. Wie gütig warst du denn gegen Percy, Anne? fragte er mit bittrer Kälte. — Anne erzählte ihm das Gespräch. — Dein Dank, Anne, ist überflüßig; denn es war seine Pflicht, jeden Britten zu retten, wenn er konnte. Ich hasse es, wenn du gütig gegen Andere bist, als gegen mich.

„Robert, du zweifelst doch nicht an meiner Liebe?"

Hm! nein! Aber, Anne, wenn du mich liebst, so geh so lange, als Percy hier bleibt,

zu deiner Schwester. — Wie? du wunderst dich? Anne, du wunderst dich?

„Robert! ist es möglich? Du zweifelst an meinem Herzen? Robert!"

Ich zweifle nicht; bei meinem Rittereide! ich zweifle nicht. Aber Percy muß sehen, wem du zugehörst. Du sollst die Burg verlassen, um Percy zu belehren, nicht mich. Eifersüchtig auf deine Liebe bin ich nicht: denn ich kenne deine Treue; aber auf deine Güte bin ich es.

„Und soll ich nicht gütig seyn, Robert? möchtest du, daß ich undankbar wäre?

Du sollst nichts seyn, als Robert Machams Geliebte. Noch einmal: wenn du mich liebst, so verlaß die Burg, so lange Percy hier ist. Sey ganz mein, Anne, oder gar nicht!

Anne staunte noch immer; allein es war Roberts Ernst. Er wiederholte noch einmal: wenn du mein bist, so geh zu deiner Schwester, und zwar schon morgen. — Nun ging er kalt das Thal hinunter zu der Burg, die sein Vater ihm schon abgetreten hatte, und die er allein bewohnte. Anne schlich in Thränen zu-

rück, doch mit dem Entschlusse, Roberts Verlangen zu erfüllen.

Sie bat ihren Vater, daß er sie morgen zu ihrer Schwester senden möchte. Allein sie bat ihn mit stockender, ungewisser Stimme; und nach einigen Fragen wußte er das Geheimniß, welches ihr Auge voll Thränen noch früher als ihr Mund verrathen hatte.

Meine Anne, sagte Dorset sanft; fühlst du denn noch immer nicht, wie dieser stolze Mann dein Herz mißhandelt? Du sollst fort von hier. Warum? Ich wollte dem Eifersüchtigen verzeihen, wenn Liebe seine Eifersucht erregt hätte; du könntest dann doch das frohe Gefühl mit dir nehmen, daß du von ihm recht innig geliebt seyst. Aber seine Eifersucht ist ein stolzer Neid. Percy soll fühlen, daß du Roberts Unterthänige bist, mag es dem Herzen der Geliebten auch noch so viel kosten. Was fragt Robert nach Annens Thränen, nach Annens Kummer! was darnach, ob sie dem Manne undankbar scheint, der ihres Bruders Leben rettete, wenn er nur stolz lächeln kann, daß sie ihm gehorchte! Was fragt er darnach, ob du

leidest und trauerst, wenn er nur zeigen kann, daß du sein bist! Arme Anne! Und wird er hier stehen bleiben? wird dies der letzte Triumph seyn, den dein verwundetes Herz seinem Stolze bringen muß? Er haßt deine Güte, weil sie sich auf mehr Menschen, als auf ihn, erstreckt. Jetzt verbietet er dir, dankbar gegen Percy zu seyn; morgen wird er dir befehlen, deinen Bruder nicht mehr zu lieben; übermorgen wird er als einen Beweis deiner Treue von dir fodern, daß du deinen Vater hassen sollst: denn wo hat die Selbstsucht ihre Grenzen! . . . Anne, noch ist es Zeit! Reiß dich los von ihm, damit dein Herz nicht brechen darf! — Anne schüttelte traurig den Kopf. Ihre Lippen entschuldigten den stolzen Robert; aber ihre Thränen zeigten, daß sie dem Vater Recht gab.

Nein, sagte Dorset endlich: du sollst nicht von mir gehen; doch wenn Robert es verlangt, so soll der Retter meines Sohnes noch heute mein Haus verlassen. Wir wollen undankbar gegen Percy seyn, um Roberts Selbstsucht zu befriedigen. Das sag' ihm, Anne; das sag' ihm!

Die arme Anne trug es dem Geliebten so freundlich, so schonend vor, als es ihrer Liebe möglich war. Er antwortete rauh: muß ich noch einmal davon hören? Ich sagte dir ja: wenn du mich liebst, Anne! Fällt deiner Liebe ein so kleines Opfer zu schwer?

Anne sank ihrem Vater zu Füßen, und bat mit ihrem unwiderstehlichen Flehen, er möchte sie zu ihrer Schwester senden. Der Vater that es schon am folgenden Tage. Mit niedergeschlagenen Augen, mit hoher Schamröthe, mit ängstlichen Worten, nahm sie von dem edeln Percy Abschied. Sie sank in Roberts Arme; dann stieg sie zu Pferde. Noch, als sie bei ihrer Schwester ankam, hingen Thränen auf ihren Wangen.

Nach Percy's Abreise kehrte sie auf die väterliche Burg zurück. Robert kam ihr finster entgegen, weil er durch ein Gespräch über sie mit Dorset beleidigt zu seyn glaubte. Dorset hatte ihm seinen Stolz, seine Härte vorgeworfen, und sich merken lassen, daß er nur gezwungen ihm Annens Hand geben würde.

Er schlang heftig seine Arme um sie, und

eben so heftig fragte er: bist du mein, Anne? Anne versicherte ihm ihre Treue. Nun denn, sagte er mit einem Lächeln, worin etwas Wildes lag: so geh' ich jetzt zu deinem Vater, ihm zu sagen, was du mir bist, und was ich bin. — „Sein Sohn, mein Robert; der Trost seines Alters, die Freude seines Lebens." — Wohl, wenn er so will! Ich werde es ja bald erfahren.

Hört mich, Ritter Dorset! hob er an. Ich liebe Eure Tochter Anne, und sie liebt mich. Das mögt Ihr längst schon wissen; aber erfahrt jetzt auch, daß sie mir heute noch einmal ihre Treue gelobt hat. Ich bitte Euch, sagt Amen zu unsrer Verbindung, und gebt sie mir zum Weibe.

„O Gott!" rief Dorset, der diesen Antrag noch nicht so nahe geglaubt hatte: „die Unglückliche!"

Die Unglückliche? Wie! unglücklich mit Robert Macham? Dorset, wie hab' ich das zu nehmen!

„Als die wehmüthige Ahnung des väterlichen Herzens, das sein Kind am Rande eines

Abgrundes sieht. Robert, Robert! zum Glück meiner Tochter gehört mehr, als du ihr geben kannst."

Ich liebe Annen, und sie liebt mich. Fodert Ihr noch mehr?

„Zum Glücke des Lebens gehört sogar noch mehr, als Liebe, gehört . . . Robert, nein! ich kann dir Annens Hand nicht geben. Du würdest sie unglücklich machen; du weißt nicht mit ihrem Herzen umzugehen. Nein, Robert; ich bin Vater. Nein!"

Das hör' ich; ich aber bin Ritter, und habe Annens Wort, wie sie das meinige. — Anne Dorset wird Robert Machams Weib, oder dieser Arm und dieses Schwert müßten brechen! Habt Ihr mich verstanden? Noch einmal frag' ich Euch, Dorset: soll Anne . . .

„Nein, Robert; wenn ich es hindern kann, so wird sie nie dein Weib."

Robert lächelte, und verließ den Saal. Er fand Annen im Garten, und rief ihr mit glühenden Wangen, mit blitzenden Augen zu: nun Anne, sag' noch einmal Amen! — „Amen!" sagte Anne furchtsam, und betrachtete ihren

Ro-

Robert. Jetzt bist du mein! rief er; und wenn die Hölle sich zwischen mich und dich stellte. Jetzt bist du mein! Geh hinauf, Anne, und sag' dem Ritter Dorset, daß du mein bist. Geh, sag' ihm, daß dein Macham ein Schwert trägt.

„O, das hab ich geahnet!" rief Anne leichenblaß, und streckte die Arme gen Himmel. „O Robert, geliebter Robert, was hast du? Mein Vater . . ."

Er verweigert mir deine Hand. Hast du das geahnet? Sey ohne Furcht, Anne, vor deinem Vater! Ich bitte dich, sey ohne Furcht vor ihm; denn du bist mein.

„Ohne Furcht vor meinem Vater? Robert, mein Vater liebt mich."

Er haßt dich, weil du mein bist. Ich sage dir, er haßt dich. Doch, sey ruhig! Jetzt bereite ich meine Burg, dich zu empfangen. In wenigen Tagen bist du mein Weib, und sollte dieses Schwert dich von dem Herzen deines Vaters holen! . . . Leb wohl, Anne, leb wohl! Wir sehen uns bald wieder. Geh zu deinem Vater, und sag' ihm das!

Er kehrte zurück auf seine Burg. Anne stand bleich und zitternd da. „O Gott!" rief sie; „ist das seine Liebe? Verzeihe ihm guter Himmel! . . . Ist das Liebe?" wiederholte sie noch einmal. — Nicht Liebe, mein Kind, sagte jetzt Dorset, der aus dem Gebüsche hervortrat. (Er war Robert nachgegangen und hatte sein Gespräch mit Annen gehört.) Siehst du, mein Kind, daß er um dich kämpft, wie um den Dank eines Turniers, wie um eine Schärpe, die er, sobald er sie errungen hat, gleichgültig bei Seite wirft? O Anne, was hast du gethan!

„Ich bin meinem Herzen gefolgt, mein Vater," schluchzte Anne.

Mit nichten, mein Kind! Dein Herz zieht dich nicht zu dem Manne, der sein Schwert gegen deinen Vater hebt; deine Einbildungskraft hat dich verführt. O, mein Kind, laß dich doch endlich aus den Händen dieses Unmenschen retten! — Er schloß das zitternde Mädchen an seine Brust, und benetzte ihre Wange mit Thränen der väterlichen Liebe.

„Aber mein Vater, die Liebe wird ihn

menschlicher machen. Sie hat ihn schon menschlicher gemacht. O, ich bitte Euch, theurer Vater, folgt nur dieses Mal meinem Rathe."

Menschlicher? Das hab' ich so eben gehört! Er drohet in deiner Gegenwart deinem Vater. Gute Anne, Robert ist der Liebe nicht einmal fähig; er thut alles nur für sich und seinen Ruhm. Meinst du, er würde bei der kleinsten seiner Handlungen auf dich, auf deine Wünsche, auf deine weiche schwärmerische Seele, auf dein Auge voll Thränen achten? Er sieht nichts vor sich, als die Befriedigung seines Ehrgeitzes; und ihr opfert er alles, alles! auch dich! Ich weiß, er würde jetzt eine Welt aus ihrem Geleise bringen — nicht, um dich in seine Arme zu schließen: denn das ist es nicht, was er will; nein, — um sagen zu können: ich besiegte den alten Dorset, und Anne ist gegen seinen Willen mein Weib! Er hat bei deinem Besitze nicht dich zur Absicht; er betrachtet nicht dein sanftes Auge, das voll Liebe auf ihm hängt; er hat kein Ohr für deine zärtlichen Benennungen; nein, er sieht nur

mich, sieht nur den gekränkten Vater, den er gedemüthigt hat, und horcht nur auf die Seufzer, die meine Bekümmerniß ausstoßen wird. Er will sonst nichts als mit dir prunken. O Anne, rette dich durch eine Untreue aus den Händen dieses Mannes, und verhindre dadurch tausend Verbrechen, die ihr, du und er, noch begehen könntet!

Sanft weinend sank Anne in ihres Vaters Arme. Seine Beredtsamkeit hatte sie erschüttert, aber nicht überzeugt. Sie saß da, und träumte, und hoffte, und dachte: „meine Thränen werden Roberts Herz erweichen, meine Seufzer eine sanfte Wärme in seine Seele hauchen. Er liebt mich; und was wäre der Liebe unmöglich!" Die gute Anne traute der Liebe eine Allmacht zu, welche ihr das Schicksal versagt hat, und ging, von den nichtigen Hoffnungen ihres Herzens getäuscht, dahin.

Am folgenden Morgen erhielt Dorset einen Absagebrief von Robert, und überreichte ihn schweigend seiner Tochter. Sie las ihn zitternd: ihre Träume verflogen; ihre Hoffnungen wurden von jedem Worte des Briefes umgestürzt.

Anne, das ist Roberts Liebe, von der du sagtest! Deinen Vater will er ermorden! Sieh, wie schonend er mit den heiligsten Empfindungen deiner Seele umgeht!

Anne verschloß sich in ihr Kloset. Hier lag sie auf den Knieen, und wußte kaum, was sie betete. Sie schwankte zwischen dem Vater und dem Geliebten. Gern wäre sie in ihr Grab gesunken, damit sie der Angst entginge, ihren Geliebten gegen ihren Vater bewaffnet zu sehen. „Robert!" rief sie zuletzt mit frommer Schwärmerei: „du wirst, das fühle ich, mein Herz zerbrechen; aber es ist dein. Ich gelobte dir meine Treue, und will sie halten, will mich zu immerwährenden Thränen verdammen; nur dein Schwert sollst du nicht gegen meinen Vater ziehen." Sie entwarf ihren Plan, und war *entschlossen*, ihn auszuführen.

Dorset brachte Roberts Absagebrief dem alten *Macham*. Dieser erstaunte über Roberts Raserei, den Freund seines eigenen Vaters zu *befehden*. Er sandte ihm einen Boten, und ließ ihm sagen: Robert, der Weg zu Dorsets Burg geht durch deines Vaters Heer, und der

Weg zu Dorsets Herzen durch deines Vaters Brust; darum laß dein Schwert in Ruhe! — Vergebens. Robert schwor dem Boten: er würde Dorset verfolgen, und wenn er ihn in den Armen seines Vaters suchen sollte.

Nun gaben beide Alten dem Könige Nachricht von Roberts Absagebrief, und Eduard ließ diesem bei der Lehnspflicht gebieten, in seinem Burgbann zu bleiben und Dorset unbefehdet zu lassen. Robert wüthete; sein Ehrgeitz war fürchterlich gereitzt. Und ich, rief er, als ihm die Botschaft des Königs gebracht war; — ich soll nichts, gar nichts seyn? in Dorsets Augen der verspottete, verschmähete Robert? Er zerbrach vor Wuth sein Schwert, und zertrümmerte seinen Helm; über Dorset hatte er Annen, über den Zorn die Liebe vergessen.

Anne saß voll der zärtlichsten Liebe zu Hause, und trauerte um Robert, über den, mit Dorset, auch der alte Macham zürnte. Vergebens vertheidigte sie den Geliebten; ihre sanften Bitten fanden zum ersten Male kein Gehör. An einem Abend schrieb sie endlich ihrem Vater diese Worte: „Pflicht, Ehre, Liebe und

ein heiliges Versprechen fesseln mich an Robert. Meine Liebe soll die Wunde wieder heilen, die Eure abschlägige Antwort und Roberts Stolz unserm häuslichen Frieden schlugen. Wenn Ihr dieses leset, bin ich Roberts Weib. Ich verlasse euch, um bald mit einem versöhnten, zärtlichen Manne in die Arme meines ehrwürdigen Vaters zurückzukehren. Eurer Verzeihung bin ich gewiß, und meine Flucht wird mir Roberts Liebe geben. Er wird es nicht wagen, der einen Wunsch zu verweigern, die so viel für ihn that. Lebt wohl! nur auf einige Tage, sagt mein Herz, das ewig für Euch schlagen wird.

Anne Dorset."

Sie befahl ihrer Zofe, ihrem Vater am folgenden Morgen die Schreibtafel zu geben. Dann schlich sie, anstatt zur Ruhe zu gehen, in den Garten, und eilte den Weg zu Roberts Burg. Dornen, Klippen verwundeten ihre Füße; Gebüsche zerrissen ihren Schleier und ihr Gewand: aber was achtet die treue Liebe! Am folgenden Morgen, als der erste Strahl der Sonne hervorbrach, kam sie mit fliegendem

Haar, mit zerrissenem Schleier, matt und ängstlich, auf die Burg ihres Robert, der bei ihrem Anblick erstaunte. Sie sank laut weinend in seine Arme, und sagte: „jetzt bin ich ganz dein, mein Robert! Liebe ich dich nun genug?" Robert fragte. Anne erzählte; und nun zeigte sich doch ein Blick der Liebe und der Dankbarkeit in seinem Gesichte. Er sank vor Annen nieder, ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, und konnte nur sagen: „o, meine Anne!" So kniecte er lange vor ihr, und sie fing an sich über ihren raschen Schritt zu freuen. Jetzt, in der Umarmung ihrer treuen Liebe, hatte sie sogar ihren Vater vergessen.

Der Burgmönch legte die Hände des jungen Paares in einander. Als der Segen über die Ehe gesprochen war, fiel Anne noch einmal in Roberts Arme. „Nun bin ich dein, geliebter Robert; nun ist mein und dein Wunsch erfüllt; nun steht unserm Glücke nichts mehr im Wege. O Robert, Robert! ich that viel für dich: ich verließ meinen Vater. Aber nun laß uns auch zurückkehren zu ihm, und seinen

Segen erflehen. Er wird ihn dir nicht verweigern; denn seine Anne ist deine Gattin. Mache mich nun ganz glücklich, mein Robert!"

Finster fragte Robert: und bin ich, ich, dir nicht genug zu deinem Glücke? muß denn dein Vater mir noch immer einen Theil deines Herzens nehmen? Anne, du bist mein Weib; aber sey es ganz! Ich theile nichts, was mein ist und was ich liebe. Sey Roberts, oder sey Dorsets; nur sey, was du willst, ganz! Wessen bist du, Anne?

„Roberts Weib ganz, und Dorsets Tochter ganz. — O, laß dein Auge nicht so finster seyn!"

Anne, dein Herz theilt sich noch immer. Dorset soll wissen, daß du mein bist; mein Vater, ganz England soll es wissen. Niemand soll sagen, Robert verdankt seine Gattin weibischen Bitten. Nur deiner Liebe will ich das Glück meines Lebens verdanken, und kein Zweifel darüber soll dieses Glück vermindern.

„Robert!" sagte Anne traurig; „genügt es dir nicht, daß ich nun ganz dir gehöre? ist der Triumph, daß ich dein heiße, dir lieber, als

daß ich es bin? O Robert, bestätige nicht die Worte meines Vaters: du kämpftest um mich, wie um eine Schärpe, wie um den Dank eines Turniers! Mein Herz ist dein; ach, zerreiß es nicht, Robert! Laß meine Liebe dein Glück seyn, und nicht Englands Meinung von meiner Liebe. Robert, du bist meinem Vater noch die Bitte um seinen Segen schuldig. Folge mir; laß uns den Segen holen!"

Er schlug ihn mir einmal ab. Doch, Anne, ja; hier hast du mein Versprechen: ich will mit dir vor ihm knieen, wie ein Marmorbild, und um seinen Segen flehen, wie um die Erlassung von Todsünden; aber zuvor muß ich, muß er wissen, wem du zugehörst. Kein Zweifel darüber soll mich mehr quälen und ihn erfreuen; zuvor soll England, der König, jeder der uns kennt, Richter deiner Liebe werden. Ich gehe nach Frankreich. Will Anne mich begleiten? oder will Dorsets Tochter zurückkehren zu ihrem Vater? Sprich, meine Anne!

Es flossen Thränen über die bleiche Wange der Unglücklichen. „Robert, mein Glück wohnt in dem väterlichen Lande, in dem stillen Ge-

nusse der Natur und der Liebe. O, laß es uns hier genießen und froh seyn! Was zwingt dich, unsre glückliche Insel zu verlassen? Laß mich hier in deinen Armen, an dem versöhnten Herzen meines Vaters, mein erhöhetes Glück in sichrer Ruhe genießen! O Robert, Robert! geh nicht so hart mit meinem Herzen um!"

Ich gehe nach Frankreich, sagte Robert mit gerunzelter Stirn. Wähle zwischen mir und deinem Vater! Ich gehe nach Frankreich!

„Ich bitte dich: bleib hier in meinem England!"

Ich gehe nach Frankreich! rief der unerbittliche Robert. Du magst bleiben, wenn du willst. Ich, Dorset und England — alles muß wissen, wem du angehörst. — Robert verließ den Saal, und gab Befehle zur Reise. Anne saß betrübt da, und jammerte: „weh, mein armes Herz! weh! Robert kennt dich nicht!" — Sie schwamm in Thränen. „Ach, warum folgte ich meinem Vater nicht?" dachte sie ganz heimlich, und tadelte sich sogleich über diesen Gedanken. „Ich bin sein Weib!" sag-

mein Schutzengel!" sagte Anne leise vor sich, als sie das geliebte Ufer aufs neue erblickte; und eine stille, verlangende Hoffnung lagerte sich in ihr Auge. Robert sah es, und sogleich befahl er mit finsteren Blicken, dem Winde entgegen zu rudern. Der Schiffer sagte: es nahet ein Sturm; der Himmel ist nicht mit uns, edler Herr. Laßt uns an Englands Küste legen!

„Laß uns an Englands Küste legen!" wiederholte Anne, und sank zu Roberts Füßen. — Nach Frankreich will ich! rief Robert, und gab noch einmal mit heftiger Stimme seine Befehle. Von Rudern bewegt, kämpfte das Schiff dem Sturm entgegen. Hoch thürmten sich die Wellen, wie verschlingende Berge, und schleuderten jetzt das Schiff in die Höhe, stürzten es dann in den Abgrund.

Die arme Anne saß bleich und starr, und erwartete mit jedem Stoße den Tod in den Wellen. „O, mein Vater!" rief sie; „o, mein Vater! So leb wohl! wir sehen uns nicht wieder! leb wohl!" Es war ihr, als ob sie ihres Vaters Klage in den Wellen vernäh-

me, und sie streckte ihre Arme mit Sehnsucht nach dem Ufer aus, das sie nicht mehr sehen konnte. Robert, der ihr Lebewohl hörte, sagte bitter: sie liebt mich nicht! Ihre Seufzer fliegen zu Dorset, nicht Einer zu mir! Anne liebt mich nicht!

Die Küsten von England und von Frankreich waren verschwunden: das Fahrzeug schwebte auf unbekannten Meeren, noch immer von dem schrecklichsten Sturm umhergetrieben. Still, wie ein zum Opfer gebundenes Lamm, saß Anne da; nur leise Seufzer brachen aus ihren Lippen hervor, nur einzelne Thränen rollten von ihren Wangen. In ihrem mitleidigen, wehmüthigen Lächeln fanden die Matrosen, wenn sie von der immerwährenden Arbeit ermatten wollten, neuen Muth und neue Stärke. Erhält uns Gott, sagte der Steuermann, so haben wir es der frommen Geduld dieses Engels zu verdanken. Jeden freudigen Schimmer von Hoffnung meldeten die Matrosen zuerst Annen; jede Gefahr verschwiegen sie dem leidenden Weibe, und verbargen die eigne Angst unter einer erkünstelten Ruhe.

Zehn Tage und zehn Nächte hatte der Sturm gedauert: da sahen sie endlich in der Ferne Land. Der Sturm fing an sich zu legen, und ein frischer, aber wechselnder Wind trieb sie näher zu einer unbewohnten Küste voll dicker Wälder. Der letzte Anker wurde geworfen, und Robert befahl: hier setzt uns aus! — Um Gottes willen nicht! sagte der Steuermann; noch wehet der falsche Wind, und drohet uns neuen Sturm. Ihr seyd verloren, Herr Ritter, wenn Ihr an's Land geht. Der Sturm wird uns übereilen, und das Ankertau zersprengen. Dann könnt Ihr in einer Wildniß die Beute des Hungers oder wilder Thiere werden.

Ich will an's Land! rief Robert; wer begleitet mich? — Wer sein Leben nicht liebt! antworteten alle Matrosen, und redeten ihm zu, im Schiffe zu bleiben. Anne warf sich vor ihm nieder. „O Robert, jetzt bitt' ich für dich selbst. Geh nicht an's Land; folge dem Rathe dieser guten Leute. O Gott! wenn das Schiff dahin flöge, und du, Robert, allein, verlassen, von wilden Thieren zerfleischt

fleischt . . . Robert! um meiner Liebe willen, bleib!"

Ich will an's Land, rief Robert; der Sturm hat sich gelegt. Anne, wirst du deinen Mann begleiten? — So fragte Robert, und heftete dringende Blicke auf seine junge Gattin. Blaß, stumm und zitternd, reichte sie ihm die Hand. Herr, sagten die Matrosen jetzt, Ihr seyd grausam. Wir bitten Euch, laßt Euer edles, sanftes Weib hier. Als er unbeweglich blieb, fielen sie vor ihm nieder. Robert befahl, das Boot auszusetzen, und trug Annen hinein. Jetzt sprang auch die Hälfte der Matrosen nach, und die guten Leute sagten: edle Frau, wir wollen mit Euch leben und sterben.

Das Boot kam in eine Bay. Die Matrosen trugen Annen an's Land, und setzten sie in den Schatten eines unbekannten Baumes. Robert stellte sich neben sie hin. Jetzt Anne, sagte er sanft, überwältigt von so vieler Liebe, und faßte ihre zitternde Hand: jetzt kenne ich dein Herz; ich habe es geprüft! Du liebst mich. Nun wollen wir nach England, zu deinem Vater zurück. Warum siehst du mich nicht an, meine Anne?

„Ach!" antwortete sie, und heftete noch immer sorgende Blicke auf das Schiff: „fühle mein Herz, Robert! Es schlägt vor unsäglicher Angst, daß der Sturm das Schiff wegreißen möchte. Robert, Robert, wende um! Ach, du hast mein Herz sehr grausam geprüft! . . . Laß uns nun zurückgehen!"

Sey ruhig, Anne! Du bist bei mir; sey ruhig!

„Ach, wenn ich hier allein, in dieser menschenleeren Oede, durch dich, Robert . . . O, ich bitte dich, laß uns gehen! laß uns gehen, weil es noch Zeit ist!"

Und bliebest du bei mir hier gern allein, wenn es nicht anders wäre?

„Ja," rief Anne; „aber, laß uns eilen!"

Schon winkte der Schiffer; der Wind wurde stärker, das Schiff schwankte, die Matrosen riefen. Robert sagte ruhig: Anne, jetzt bin ich zufrieden mit dir; jetzt kenne ich dein Herz. Laß uns gehen! — „Ja, laß uns gehen!" wiederholte sie ängstlich.

Aber, ehe sie das Ufer erreichten, stürmte der Orkan aufs neue. Welle auf Welle, eine

höher als die andere, schlug an das Ufer. Alle Matrosen schrieen durch den Sturm: rettet erst die Unglückliche! Sie arbeiteten mit den Rudern, daß ihre Hände bluteten, und vermochten dennoch nicht das Schiff zu halten. Die Masten krachten, als wenn sie zerbrächen; das Ankertau riß; das Schiff flog dahin, und schon nach einigen Minuten war auch der letzte Wimpel verschwunden.

Die Matrosen, welche mit Robert am Lande waren, erhoben ein lautes Angstgeschrei, als das Ankertau riß, und liefen an der Küste ängstlich auf und nieder. Anne stürzte todtenbleich zurück auf den Boden, als das Schiff dahin flog. Robert faßte sie in seine Arme, trug sie unter den Schutz einiger Bäume, und rieb ihr zitternd Stirn und Schläfe. Er war vor Angst so bleich, wie Anne, und sein Herz schlug heftig; denn er mußte sich gestehen, daß dieser Jammer sein Werk war.

Anne schlug die gebrochnen Augen wieder auf. „Nun, Robert," sagte sie mit sanfter Stimme; „du hast mein Herz geprüft, und es ist gebrochen." Sie reichte ihm bitter-lächelnd

die kalte Hand. „O, mein Vater!“ sagte sie sehr leise, und hob die Hand auf, als um sie ihm zu reichen. Dann faltete sie die Hände in ihrem Schooße, und sah, wie es schien ganz ruhig, dem Sturme des Meeres zu. Robert stand schweigend neben ihr; seine einzige Bewegung war, daß er zuweilen zusammenfuhr, als ob er erschräke. Endlich warf er sich versinkend an die Brust eines Matrosen, fragte leise: weißt du Hülfe? und blickte in die Wolken. Gott wird uns helfen! sagte der Matrose, der seinen Blick bemerkte. Habt nur Geduld, edler Herr! — Geduld? antwortete Robert bitter-lächelnd: die Geduld des Himmels ist mit Annens Geduld zu Ende; denn geduldiger kann die ewige Barmherzigkeit nicht seyn, als das Herz, das ich zerbrochen habe.

Man schlug Roberten vor, Lebensmittel zu suchen, und er drang mit den Matrosen in das dickste Gehölz. Sie fanden wohlschmeckende Früchte und süßes Wasser. Als sie zurückkehrten, knieete Robert neben Annen nieder, und legte ihr mit verschlossenem stummen Schmerze die gesammelten Früchte auf den Schooß. Sie

gab ihm Alles lächelnd zurück, und sagte mit schwacher, matter Stimme: „eine Sterbende bedarf nichts, als eines Herzens voll Liebe!... Robert," setzte sie sanft hinzu: „du verstandest ein Schwert zu führen; ach! mein Herz kanntest du nicht. Es war nicht deine Schuld!" Sie reichte ihm noch einmal die Hand, seufzte dann: „o, mein unglücklicher Vater!" legte ihre Wange auf einen kleinen Rasenhügel, und entschlief nach einigen Minuten. Im Schlafe wurde sie immer bleicher; sie zuckte ein Paarmal mit den Lippen, als ob sie lächeln wollte, und ihre sanfte, schöne Seele entfloh.

Robert stand in trostloser Verzweiflung neben dem erblaßten Leichnam, und seine Augen hingen starr auf dessen Lippen. Er sprach nicht ein Wort, und hörte nicht, was die Matrosen ihm sagten. Nach einer Stunde knieete er neben Annen, faßte ihre bleiche, starre, kalte Hand, hob sie mit einem gräßlichen Blicke gen Himmel empor, als ob er die Rache des Himmels über sein Haupt herabrufen hörte, und blieb eine lange Zeit in dieser Stellung. „Bist auch du todt?" rief er gen Himmel.

Dann stand er auf, und fing an mit seinem Schwerte ein Grab zu graben. Die Matrosen wollten ihm helfen; er sagte ihnen aber: „laßt mich! Habt ihr nicht gehört? Das Schwert versteh' ich zu führen!"

Während der zwei Tage, die er an dem Grabe arbeitete, brachten ihm die Matrosen Wasser und Früchte. Als es vollendet war, ging er zu Annens Leichnam, hob ihn auf, drückte ihn in seine Arme, an seine Brust, und benetzte ihn mit zu späten Thränen. „Er hatte Recht, holdes Weib!" sagte er in quälendem Schmerze; „er wollte dem Sturmwinde seine schöne Blume nicht anvertrauen. Dein Vater hatte Recht; ich Unmensch bin dein Mörder!"

Langsam feierlich legte er den Leichnam in das Grab, bedeckte ihn erst mit Blumen, und warf dann, immer weinend, Erde darüber. Auf den Grabhügel wälzte er mit der angestrengtesten Kraft einen Stein, und errichtete ihn zum Denkmahl. Dann saß er einige Tage davor, und grub mit seinem Dolche mühsam die Worte hinein:

„Hier begrub Robert Macham seine Gattin Anne Dorset. Sein unmenschlicher Stolz zerbrach ihr weiches Herz. Lerne früh weinen, Mensch! Zu späte Thränen führen zum Selbstmord.“

Er knieete an dem Steine nieder, umfaßte ihn oft, und benetzte ihn mit Thränen der schmerzlichsten Reue. Dann reichte er einem Matrosen, der bei ihm war und ihm mit nassen Augen zusah, die Hand, flisterte: „bete für mich, daß sie mir vergiebt!“ ging an den Meeresstrand hinunter, und kam nicht wieder. Drei Tage lang suchten ihn die Matrosen und sein alter Knecht. Sie sahen seinen Federbusch und seine Schärpe am Fuß eines steilen hohen Felsen schwimmen, und mußten nun glauben, er habe sich in das Meer gestürzt.

Die Matrosen baueten am Seestrande Hütten von Zweigen und abgehauenen, jungen Bäumen, stopften Moos in die Oeffnungen, lebten von Wasser, Früchten und Vögeln, die sie in Schlingen zu fangen lernten, und hofften geduldig auf die Rückkehr ihrer Gefährten. Wollten sie einmal verzweifeln, so setzten sie

sich an den Grabstein, und ein Gespräch von Annens himmlischer Sanftmuth gab ihren Herzen wieder auf Monate Geduld, zu leiden und zu hoffen.

Auch ihre Gefährten waren nicht glücklich. Der Sturm hatte sie gegen Norden getrieben. Als er nachließ, rief der Steuermann alle seine Leute auf das Verdeck, und hielt Rath, was zu thun sey. „Anne Dorset retten, oder sterben!" riefen alle aus Einem Munde. Der Schiffer freuete sich über den Entschluß seiner Mannschaft; denn noch war das Bild der sanften, geduldigen, schönen Anne nicht eine Minute von seinen Augen entfernt gewesen. Und wie konnte er sie vergessen! Roberts Knecht hatte zu oft durch Erzählungen von ihrer himmlischen Güte Thränen aus seinen Augen gelockt.

Er steuerte wieder in die Gegend, wo das unbekannte Land liegen mußte; aber ein ungünstiger Wind trieb ihn seitwärts, und das Schiff fiel einem Korsaren in die Hände. Der Räuber brachte es nach Marokko, wo die Engländer sämmtlich als Sklaven verkauft wurden.

Der Steuermann lernte bei seinem Herrn einen Spanier kennen, der ebenfalls im Hause Sklav war. Ein gleiches Schicksal gab ihnen Vertrauen zu einander; die Redlichkeit ihrer Herzen schloß den Bund der Freundschaft fest, und gegenseitige Dienste machten ihn unauflöslich. Beide erzählten einander ihren Lebenslauf. Der Schiffer eilte über seine eigenen Begebenheiten schnell hinweg, um desto länger bei Annens unglücklichem Schicksal, das er aber nicht völlig kannte, zu verweilen. Bei dem Nahmen Anne benetzte sich sein Auge; er rang die Hände, wenn er an ihre Verlassenheit in dem wüsten Lande dachte, und vergaß über ihre Noth der eigenen Fesseln. „O," sagte er, und umfaßte seinen Freund; „nur, um diesen Engel zu retten, wünscht' ich mir die Freiheit wieder. Sieh, noch tausend Jahre wollt' ich in Ketten schmachten, wenn ich dies Weib befreiet hätte." So vergaß er oft sein eignes Schicksal, um über ein fremdes zu trauern, das er tief in das Herz des Spaniers prägte.

Endlich entfesselte der Tod den mitleidigen

Steuermann. Sterbend ergriff er des Spaniers Hand, und die stammelnde Lippe beschwor ihn, Annen zu befreien, wenn das Schicksal ihn aus seinen Ketten erlöse. Der Spanier versprach es. Sein sterbender Freund bezeichnete ihm noch einmal die Gegend, wo die Insel liegen müsse, drückte ihm die Hand, und starb mit dem Nahmen: Anne Dorset, auf den Lippen.

Ein Fremder, der Annen nie gesehen hatte, vergaß sie nicht, weder unter der Last seiner Ketten, noch in der glücklichen Stunde, da sie ihm endlich abgenommen wurden. Er kehrte nach Spanien zurück, und erregte dort durch seine außerordentlichen Schicksale das Mitleiden der Großen. Viele, denen er sie erzählte, beschenkten ihn reichlich. Der König bot ihm ein Jahrgehalt und eine Ruhestätte in einem seiner Schlösser an. Er nahm jenes, schlug aber diese aus, weil er noch eine Reise machen mußte, um Annen zu retten.

Tausendmal hatte er Annens Geschichte erzählt, tausendmal Thränen dabei vergossen und Thränen in die Augen der Zuhörer gelockt.

Er sprach nun viel von der Fruchtbarkeit des Landes, das er aufsuchen wolle, und von dem Golde, das in dessen Bergen liege; denn er glaubte, auch durch die Hoffnung zu Gewinne wirken zu müssen. Dichter besangen Annens Schicksal in einer rührenden Romanze; aber nur das Volk hörte sie mit vergeblichen Thränen, und mit unfruchtbaren Wünschen für Annens Rettung. Die Großen lächelten, und hielten den Erzähler für einen Thoren oder einen Betrieger.

Der Spanier verließ endlich sein Vaterland *aufs* neue. Er ging nach Portugal, und sein gutes Schicksal führte ihn zu Don Juan Gonsalvo Zarko. Dieser Mann wurde durch Annens Geschichte gerührt. Als der Spanier das sah, warf er sich vor dem edeln Portugiesen nieder, und beschwor ihn mit Thränen, welche die Wahrheit seiner Erzählung bestätigten, Anne Dorset zu retten. Don Juan sprang auf, und rief: ich will! Der Spanier sagte freudig: *ich bin* Euer Begleiter!

Das Schiff wurde gekauft, bemannt, mit Lebensmitteln auf einige Monate versehen und

die Erlaubniß des Hofes zu der Entdeckungsreise bewirkt. — Der edle Portugiese schiffte sich mit seinem Spanier ein, der das Schiff nur nach den Erzählungen des Engländers leiten konnte, so daß Monate vergingen, ehe man etwas Anderes sah, als Himmel und Wasser.

Endlich ruft ein Matrose: Land! Der Spanier ist, wie im Fluge, auf dem Verdeck. Als man näher kommt, jauchzt er laut: das ist es! das Land der Thränen, wo Anne Dorset weint! — Er kannte die Insel an den Bergen, den Wäldern, den Buchten, den Felsen, die der Engländer ihm tausendmal beschrieben hatte.

Sie segelten näher, legten an, und das Freudengeschrei von sechs, in Blätter und Vogelfelle gekleideten Menschen empfing sie.

„Wo ist Anne Dorset?" fragte der Spanier dringend. Er stand, eben als er das fragte, an ihrem Grabe, das Roberts Knecht ihm traurig zeigte. Der Spanier las die Inschrift, sank an dem Steine nieder, und benetzte ihn mit Thränen.

Der edle Don Juan sah gerührt dem schönen Schauspiele eines so seltenen Mitleidens zu. Er nannte das neu-entdeckte Land: die Thränen-Insel, belud das Schiff mit ihren Erzeugnissen, nahm die sechs Engländer auf, und kehrte schnell nach seinem Vaterlande zurück. Die Insel hieß nicht länger als einige Jahre, und nur bei Dichtern, die Thränen-Insel. Nachfolgende Seefahrer nannten sie, wegen ihrer dichten Wälder, die Holzinsel, von dem Portugiesischen Worte: Madera, Holz.

Als die Engländer in ihr Vaterland zurückkehrten, hatte Gram den alten Dorset schon getödtet, und nur Annens Bruder erhielt endlich die traurige, lange gefürchtete Nachricht von dem Schicksal und dem Tode seiner Schwester. Er bauete ihr ein Denkmahl in dem Erbgewölbe der Dorsets, und stellte ihr eine Leichenfeier an, bei welcher den leeren Sarg die heißesten Thränen benetzten.

Zu Madera ist noch jetzt Annens Grab, in der Bay, wo die Schiffe anlegen, um Wasser einzunehmen; und die Quelle heißt noch jetzt: die Annen-Quelle. Um das Grab her stehen

die Weinstöcke, welche die Portugiesen in die Asche der niedergebrannten Wälder pflanzten, und aus deren Trauben der süße Maderawein gepreßt wird.

Jedes Mädchen, das ein Glas von diesem lieblichen Weine an die Lippen setzt, denke an die unglückliche Anne Dorset, und sage: die Erfahrung des Alters ist doch weiser, als die Liebe des jugendlichen Herzens!

VII.

Verbrechen aus Leichtsinn.

Verbrechen aus Leichtsinn.

Der ältere Cashill lebte bei Rosse in Irland auf seinen Gütern, die mit dem väterlichen Titel sein Erbe geworden waren; der jüngere Bruder, George, wohnte in Dublin. Beide Brüder waren von Kindheit an keine Freunde gewesen, und sahen zuletzt einander gar nicht. Zwei Reisen nach Indien, und richtig durchdachte Handelsunternehmungen hatten den jüngeren reich gemacht. Er war in seiner Jugend von einem Mädchen, das er zärtlich liebte und das er auch im Alter noch nicht vergessen konnte, auf eine boshafte Weise betrogen worden, und deshalb unverheirathet geblieben. Auch hatte er fast keinen Freund, außer einem alten Matrosen, der ihm einmal das Leben gerettet, und jetzt bei ihm wohnte. Von Natur war er sanft; aber widrige Schicksale hatten seine Sanftheit in Ernst verwandelt. Da er nichts

langweiliger fand, als die Gesellschaft, so lebte er einsam und zurückgezogen. Seines Reichthums ungeachtet, arbeitete er täglich mehrere Stunden, wie ein Taglöhner, „um," sagte er zu seinem Bruder, der den Kopf darüber schüttelte, — „um Reichthum im Falle der Noth entbehren zu können." Er hatte dreimal eine Stelle im Parlamente gehabt und sich mit eisernem Muthe jeder Bedrückung, jeder harten Maßregel widersetzt; und dennoch war er nicht von der Oppositions-Parthei zu gewinnen gewesen. „Ich gehöre weder euch," sagte er, „noch dem Hofe; sondern meinem Vaterlande." Und so war es.

Seinem Bruder, der gern für Dublin zum Mitgliede des Parlaments gewählt seyn wollte, widersetzte er sich ganz öffentlich, und brachte es dahin, daß er nicht gewählt wurde. Als der Bruder ihm bittre Vorwürfe darüber machte, faßte George freundlich seine Hand, und sagte: „es hat mir weh gethan; aber es war nicht anders. Gerechtigkeit ist mehr, als Liebe, und der Mensch geht über den Bruder."

Und was hast du von deiner Gerechtigkeit?

fragte der ältere bitter. — „Ruhigen Schlaf (das will viel sagen), und den Beifall meines alten Tom (so hieß sein Freund, der Matrose), des redlichsten Menschen in Großbritannien." — Der Minister haßt dich aber. — „Das solltest du dem Minister vorwerfen!" — Du weißt, wie lang sein Arm ist. — „Er reicht nicht über das Grab hinaus." — Aber er kann dein Glück zerstören. — „Nun, ich arbeite ja eben darauf hin, daß er das nicht mehr können soll." — Wirst du es dahin bringen? — Ich zweifle; aber darf es mich kümmern, ob ich es dahin bringe, oder nicht? Mich kümmert meine Pflicht, sonst nichts." — Pflicht! Pflicht! sagte dann der Bruder noch einige Male lächelnd, als ob er dieser Vorstellung spottete; doch im Herzen fühlte er selbst die Majestät dieses Wortes, so selten er auch that, was er als seine Pflicht anerkannte.

So stritten beide Brüder immer, wenn sie beisammen waren, und gewöhnlich gingen sie, der ältere erbittert, der jüngere ruhig schweigend, aus einander. Ein Prozeß, den der ältere mit einem Gutsnachbar führte, und bei

dem sein Bruder die Parthei des Gegners nahm, weil dieser Recht hatte, machte den Bruch zwischen beiden Brüdern unheilbar. Sie sahen einander nicht wieder; der ältere war aber von der Redlichkeit seines Bruders so fest überzeugt, daß er ihn auf dem Sterbebette zum Vormunde seines Sohnes ernannte, und ihm unbeschränkte Gewalt über sein Vermögen gab.

Der Sohn fand es äußerst sonderbar, daß sein Vater ihn einem Manne unterwarf, den er selbst, als er noch lebte, so oft für einen finstern Tollkopf, für einen grillenhaften Feind des Vergnügens erklärte. Er hatte von Jugend auf seines Vaters Unwillen gegen den Oheim eingesogen. Jetzt, da er von diesem abhängig geworden war, haßte er ihn noch stärker, und sein Haß wurde brennend, als der Oheim ihm befahl, nicht wieder nach London zu gehen, sondern nach Dublin zu kommen.

Eduard (so hieß der Neffe) war kein übler junger Mensch, nur äußerst leichtsinnig. Er hatte Talente, aber keine Arbeitsamkeit; er war großmüthig, aber ohne Grundsätze; nicht lasterhaft, aber auch kein Feind des Lasters. Von

der Unabhängigkeit hatte er hohe Begriffe; noch höhere von seiner eigenen Lebensklugheit. Er fühlte, daß er nicht geneigt war, etwas Uebles zu thun; und so, glaubte er, müsse er Alles thun dürfen, was er wolle. Ich bin, dachte er, so tugendhaft, als es ein Mensch von Ehre zu seyn braucht, der das Vergnügen nicht abgelobt hat und fröhlichen Genuß für den Zweck des Lebens hält.

Er kam unwillig in Dublin an, und wurde von seinem Oheim mit einer gütigen Ruhe empfangen. Die einfache Art, womit der Oheim seine Gedanken ausdrückte, der ruhige Ernst in seinem Gesichte, die Kälte, die Anspruchlosigkeit in seinem ganzen Wesen: das Alles hielt Eduard für Eingeschränktheit des Sinnes. Zwar hatte er sehr hohe Begriffe von der Gerechtigkeit seines Oheims, und von dessen Tugend überhaupt, mit nach Dublin gebracht; doch auch diese verminderten sich, da er den Oheim weder von seinen edeln Handlungen reden hörte, noch jemals eine von ihm entdecken konnte. Pah! sagte der junge Mensch; er hält sich keine Mätresse, und betriegt nicht: das ist alles. Er geht

einfach gekleidet, und gräbt ein Paar Stunden im Garten: das ist am Ende die hohe Tugend, der alle meine Wünsche, alle meine Gefühle aufgeopfert werden. Wohin doch mein Vater gedacht haben mag, daß er diese finsteren Runzeln für Tugend halten konnte!

Bei dem Allen war Eduard Anfangs doch zufriedener mit seinem Oheim, als er seyn zu können gehofft hatte; denn er bekam nur einige Lehren über die Unerfahrenheit, über den Leichtsinn der Jugend, und hatte übrigens Freiheit, zu leben, wie er wollte. Wie natürlich, schwärmte Eduard zuweilen, und das Geld, das sein Oheim ihm bestimmt hatte, reichte nicht hin. Der Alte bezahlte die Schulden; aber bei dieser Gelegenheit berechnete er dem jungen Menschen sehr weitläuftig, wie viel Gutes mit einer solchen Summe gethan werden könnte. Diese Predigten wurden nach und nach ernstlicher, und Eduard fand sie unerträglich. Ich thue nichts Böses, sagte er mit Verdruß zu seinem Oheim.

„Was willst du damit sagen?" fragte dieser, und heftete die Augen starr auf ihn. „Den Ruhm theilt der Stuhl, auf dem du sitzest, mit

dir. Ja, du thust Böses; denn du thust das Gute nicht, das dir zu thun vergönnt ist. Du verschwendest Summen, welche ganze Familien glücklich machen könnten; du verschwendest sie, ohne dadurch selbst glücklich zu werden."

Eduard gerieth in Hitze, und sagte endlich: das Vermögen ist mein.

„So ganz wohl nicht," erwiederte sein Oheim kalt, und gab ihm einen Anhang zu seines Vaters Testament zu lesen, worin er (der Bruder) zum unumschränkten Herrn und Erben des Vermögens gemacht war, eine Summe ausgenommen, von welcher der Sohn schon längst die Hälfte verschwendet hatte.

Der junge Mensch fühlte mit bittrem Unwillen, wie abhängig er von seines Oheims Güte war.

Noch unwilliger würde er geworden seyn, wenn er erfahren hätte, daß er mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtet wurde. Der Oheim wußte sehr genau, welche Gesellschaften sein Neffe besuchte, wohin er ritt und fuhr, was für Plane er hatte, und welche Mittel er zur Ausführung wählte. Der alte Matrose, ein

Paar sehr treue Bedienten, und einige unbekannte Menschen, denen der alte Cashill wohlgethan hatte, verfolgten den Jüngling ohne sein Wissen, wohin er ging. So kannte der Oheim alle seine Thorheiten, ehe sie noch ausgeführt wurden; und es freuete ihn, daß er den jungen Menschen nur auf Thorheiten ertappte.

Eine große Unbesonnenheit brachte endlich die Sache zur Sprache. Der Oheim machte jetzt dem Neffen nicht nur über diese Eine Vorstellungen, sondern auch über alle andern, die er begangen hatte. Dabei zeigte er ihm, welche üble Folgen manches Unternehmen für ihn hätte haben können, verschwieg ihm aber, daß er wirklich diese Folgen abgewendet hatte. Eduard mußte endlich zugeben, daß er leichtsinnig wäre; er that das aber mit Lächeln. „Leichtsinn," sagte der Oheim sehr ernst, „ist eben kein Fehler, den man mit Lachen gestehen kann; denn gerade aus ihm macht ein Zufall, oder eine Leidenschaft, sehr oft ein Verbrechen. Dein Herz ist nicht boshaft, mein Sohn; aber glaube mir, es werden mehr Verbrechen aus Leichtsinn, als aus Bosheit begangen. Du berufst

dich auf deine Freigebigkeit, dein Mitleiden, deine Großmuth. Das Alles aber ist nicht Tugend. Wer wäre nicht tugendhaft, wenn einzelne tugendhafte Handlungen zu diesem ehrwürdigen Titel berechtigten! Seine Pflichten erkennen und erfüllen, ist Tugend; nicht, dem ungewissen Antriebe eines bewegten Herzens folgen. Wenn du einer unglücklichen Familie, die ein Zufall vor deine Augen bringt, mit eigener Aufopferung deine Börse giebst, so hast du eine edle Handlung begangen; aber darum bist du noch kein edler Mensch."

Sichern denn kalte Grundsätze gegen alle Vergehungen? fragte Eduard ein wenig spöttisch.

„Nicht immer. Dich aber, mein Sohn, sichert gar nichts. Wenn eine Leidenschaft dich zu einer schlechten Handlung antreibt, so wird dein Leichtsinn dich, wie ein gebundenes Opferthier, hingeben." Eduard lächelte über diese Prophezeiung; sie wurde aber nur allzu bald erfüllt.

In dem Hause des Oheims lebte ein junges Mädchen, Nahmens Betty, von der niemand wußte, wer sie war. Nach der Liebe, mit welcher der alte Cashill sie behandelte, hielt man

sie für seine Tochter; sie war aber die Tochter einer Jugendfreundin, die er mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt, und die ihn betrogen hatte. Cashill entdeckte, daß seine Geliebte schwanger war. Sie vertrauete auf die Versprechungen ihres Verführers, eines wilden jungen Menschen, und behandelte den treuen Cashill mit bitterem Spotte. Er verließ sie nun; aber auch von ihrem Verführer wurde sie verlassen. Sie gebar eine Tochter, und sank nun von Elend zu Elend, bis in den Abgrund der Verzweiflung. Endlich schrieb sie an Cashill; und er eilte an den Ort ihres Aufenthaltes, den er bisher durch alle Nachforschungen nicht hatte entdecken können. Er fand sie von Schande, Gram und Mangel entkräftet. Sie starb nicht lange nachher in seinen Armen, und mit dem Troste, daß ihr Kind an dem redlichen Mann einen guten Vater gefunden hatte.

Cashill nahm die Tochter der treulosen Geliebten zu sich, und erzog sie mit der väterlichsten Sorgfalt, doch auf seine Weise. Ihr Verstand war jetzt sehr gebildet, aber — sehr natürlich. Sie hatte in der frühen Jugend wenig

gelesen, und fast Alles, was sie wußte, nur aus Unterredungen mit ihrem Pflegevater gelernt. Ihr Herz war einfach und voll Güte, ihr Charakter fest und stark, obgleich dabei sanft und lenksam. Bescheidene Demuth und züchtige Zurückgezogenheit schienen ihrem Erzieher die Krone der weiblichen Bildung; und diese hatte er ihr gegeben. Ihre Kleidung war sehr einfach, und weit unter Cashill's Stande; man hätte das Mädchen nur für die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers halten sollen. In allen weiblichen Arbeiten hatte sie außerordentliche Fertigkeit. „Betty," sagte Cashill oft, „deine Hände und dein Fleiß sind deine ganze Aussteuer für das Leben." Nach seinen Begriffen von dem, was zur weiblichen Bildung gehöre, hatte er sie, außer den gewöhnlichen Arbeiten, nur zweierlei lernen lassen: sie sang sehr fertig, und sprach ihre Muttersprache sehr richtig und mit einem sehr angenehmen Organe. Sie war nichts weniger, als schön; doch in ihrem Gesichte lag der unverkennbare Ausdruck von Herzensgüte, Unschuld und ruhiger Heiterkeit.

Der junge Cashill lebte schon ein halbes

Jahr mit Betty in Einem Hause, ohne etwas Anderes von ihr bemerkt zu haben, als daß sie fleißig, gehorsam, und kurz von Worten war. Er achtete nicht auf sie, weil nichts an ihr glänzte.

Bei einer kleinen Unpäßlichkeit seines Oheims bemerkte er sie zuerst. Er kam in das Zimmer des Kranken, und fand Betty mit dem Matrosen an seinem Lager. Sie legte, als Eduard herein trat, ein Buch hin, aus dem sie vorgelesen hatte, Pope's Versuch über den Menschen. Er erkundigte sich nach des Oheims Befinden, und setzte sich nieder.

Der Oheim befahl nun dem Mädchen, weiter zu lesen. Betty las; und noch niemals hatte Eduard so schön, so natürlich vorlesen hören. Sie traf mit ihrer Stimme jeden Ausdruck der Gedanken und der Gefühle auf das genaueste. Bald unterbrach der Kranke das Vorlesen mit einer Anmerkung, die sich auf ein vorhergegangenes Gespräch bezog, und auf die Betty etwas erwiedern mußte. Sie sagte freilich nur einige Worte; aber der Sinn dieser Worte war rein, schön und treffend.

Der junge Cashill sah sie an, und bemerkte heute zum ersten Male, daß sie ein sehr liebliches Gesicht hatte. Er sagte ihr nachher etwas Artiges über ihr Lesen; und sie antwortete mit Bescheidenheit, doch sehr gut. Als er nun einmal aufmerksamer auf sie geworden war, bemerkte er auch bald, daß sie vortrefflich sang, aber erst später, daß sie förmlich Musik gelernt hatte. Dieses Talent erregte bei ihm mehr Achtung für Betty, als ihre Tugenden. Bisher hatte er sie so nachlässig behandelt, als er es bei ihrer Kleidung thun zu dürfen glaubte; jetzt behandelte er sie mit Achtung, und wurde nun neugierig genug, sich bei dem Oheim nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. „Eine unglückliche Waise!" das war Alles, was der Oheim sagte.

Betty war jetzt dem jungen Eduard interessant geworden, und sogleich bot er ihr seine Börse zu besserer Kleidung an. Als sie sein Anerbieten mit Bescheidenheit ausschlug, drang er in seinen Oheim, das Mädchen doch besser zu halten. Diese Virtuosin in solcher Kleidung! sagte er.

„Sieh da!" sagte der Oheim. „Kaum hast du bemerkt, daß Betty ein Talent der großen Welt hat, so ist dir ihre Kleidung zu schlecht. Daß in ihrem Kopf ein Geist wohnt, und in ihrer Brust ein Herz schlägt, wofür eine Krone noch kein Schmuck seyn würde: das hättest du alle Tage sehen können, sehen müssen, und hast es dennoch nicht gesehen. Ist das Gold, so rein es auch seyn mag, nicht gerade so ausgeprägt, wie Ihr es gewohnt seyd, so geht Ihr kalt dabei vorüber. Daß Betty singen kann, ist eine Armseligkeit; aber daß sie denkt, fühlt, daß sie Charakter hat, das, das . . . Kurz, sie soll und will nicht anders gekleidet seyn." Der Oheim sprach nun mit großer Wärme von den Tugenden des Mädchens; und da er nur selten lobte, so mußte das dem Neffen um so mehr auffallen.

Er suchte nun Gelegenheit, Betty allein zu sprechen, und als er sie gesprochen hatte, gestand er sich mit Vergnügen, daß in seiner ganzen Bekanntschaft kein so geistvolles und wirklich liebenswürdiges Mädchen sey. Doch ihr Ernst, ihre Bescheidenheit und ihre Ruhe stie-

ßen ihn wieder zurück. Er achtete sie, er liebte aber nur die flatterhaften, lachenden weiblichen Geschöpfe seines Umgangs.

Das neue Verhältniß, in welches er mit Betty gerathen war, machte ihn indeß mit ihr bekannter. Er spielte den Flügel; sie sang bisweilen dazu, und selbst der Oheim nahm mit Vergnügen Theil an dieser Unterhaltung. Aus dem Spielen wurden Gespräche, welche Betty, als sie nach einiger Zeit zutraulicher geworden war, mit einem sehr heiteren Witze belebte. Eduards Achtung für sie wurde größer, und nahm immer mehr die Natur des Wohlwollens an. Ihr Gesicht schien ihm mit jedem Tage angenehmer zu werden. Er wußte nicht, wo er bisher die Augen gehabt hatte; denn er sah auf einmal, daß ihre Figur sehr schön war. Es fehlt dieser Figur nichts, sagte er selbst zu seinem Oheim, als ein Tanzmeister. — Der Oheim lächelte: „Tanzmeister? Ich will dir sagen, was du an der Figur fehlerhaft findest: das Züchtige, das Bescheidene in der Stellung, den sicheren Blick der schamhaften Unschuld, der dich hindert, ihre Hand zu fassen, ihren Arm

zu betasten. Das! und dann die züchtige Kleidung!"

Eduard lächelte; sein Oheim hatte sehr richtig gesehen. Er betrug sich gegen Betty bescheidener, weniger zudringlich, achtungsvoller, als gegen andre Frauenzimmer, ob sie gleich sehr wahrscheinlich von geringem Stande, vielleicht die Tochter eines Handwerkers, und so schlecht gekleidet war. Ihm selbst blieb es unbegreiflich, warum er das **that**, bis sein Oheim ihm das Räthsel lös'te. „Ihr jungen Flüchtlinge," sagte dieser, „liebt alles an einem Mädchen, nur das Einzige nicht, was allein liebenswerth ist: die Tugend; und eben dadurch sagt Ihr sehr deutlich, wie sinnlich Ihr seyd. Ich glaube zum Exempel, Du liebtest Betty schon seit einigen Monaten, wenn sie nicht so tugendhaft wäre." Eduard stritt dagegen; als er aber nachdachte, fühlte er, daß es sich wirklich so verhielt, wie sein Oheim sagte.

Der Oheim sah es nicht ungern, daß sein Neffe aufmerksam auf Betty geworden war. Er liebte den Jüngling väterlich, und glaubte ihn nicht glücklicher machen zu können, als durch

die

die Hand dieses tugendhaften Mädchens. Mit großem Vergnügen bemerkte er auch, obgleich nur an kleinen, leichten Zügen, daß sein Neffe dem Mädchen nicht ganz gleichgültig geblieben war. Indeß that er nichts, um diese aufkeimende Liebe zu befördern, sondern überließ sie den Reizen der beiden jungen Leute und der Natur; im Gegentheil suchte er bei dem Neffen den Gang der Empfindungen für Betty sogar aufzuhalten. „Man liebt jetzt in der Welt," sagte er zu dem alten Tom, „wie man jetzt bauet: man eilt, läßt nichts trocknen, nichts sich setzen; und die Gebäude fallen ein, wenn sie kaum unter Dach sind. Aber eine Liebe, wie ich hoffe, daß mein Neffe sie für Betty haben soll, die so langsam entsteht, so langsam fortschreitet, ist für die Ewigkeit gemacht. — Gott gebe es!" setzte er hinzu. Gott gebe es! wiederholte der alte Matrose.

Der kluge Oheim hatte Recht. Eduard gewann für Betty eine sehr innige Liebe, die in ihrer Natur unüberwindlich seyn mußte, da nicht Schönheit, nicht Sinnlichkeit, sondern Achtung, sie erzeugt hatte, und da sie so langsam gewach-

sen war. Als aber Eduard bemerkte, daß er Betty liebte, nahm seine Leidenschaft (worauf der Oheim nicht gerechnet hatte) die Natur seines Herzens an: sie wurde sinnlich. Noch hatte er indeß keinen Plan gemacht; er fürchtete den Ernst seines Oheims, und den Abscheu, den dieser vor jeder Verführung eines unschuldigen Mädchens bezeugte.

Der Oheim glaubte, sobald Eduard Betty'n liebe, sey Alles gethan. Nach seiner Denkungsart konnte er nicht darauf fallen, daß die Herkunft oder die Armuth des Mädchens ein Hinderniß der Verbindung seyn könnte; und das war sie doch allerdings in den Augen des jungen Menschen, bei dem sein Vater schon in der frühen Jugend Stolz auf Rang erweckt hatte.

Um seinen Oheim zu schonen, und selbst aus Achtung für Betty, wagte es Eduard sogar, seine Liebe zu unterdrücken, und schwärmte in dieser Absicht außer dem Hause umher; doch die Reitze des Mädchens zogen ihn mit sanfter Gewalt immer wieder zurück. Bei jedem Versuche, Herr seiner Leidenschaft zu werden, fühlte er sie nur mächtiger, und bekam mehr Muth, die Un-

schuld des Mädchens zu verderben. Er merkte, daß dieses Unternehmen nicht leicht war; aber er rechnete auf des Mädchens kindliche Unschuld, die keinen Betrug ahnete, und auf ihre Liebe zu ihm, die er schon in manchem kleinen Zuge bemerkt hatte.

Diesen Plan bildete er nicht aus; er fand ihn schon in seiner Seele liegen, weil er die Begriffe der großen Welt von der Liebe hatte. Mit jedem Tage drängte er sich näher und vertraulicher an Betty, und schmeichelte ihr, ohne ihr aber je zu sagen, daß er sie liebe. Zwar zeigte sie ihm Zutrauen, und lächelte über seine Schmeicheleien; aber er kam dadurch nicht weiter. Sie wußte jede vertrauliche Stellung auf eine sanfte, artige Weise zu vermeiden; und da er sie emsig aufsuchte, wenn sie allein war, so traf er sie fast nie mehr allein, verlor nach und nach, was er schon bei ihr gewonnen hatte, und sah sie immer ernster werden.

Nun erklärte er ihr seine Liebe, und mit einer so hinreißenden Gewalt, daß sie anfing zu wanken, und ihre Hand auf die Augen legte, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Anstatt ihm zu antworten, warf sie nur Einen Blick auf ihn, der aber in stille, glühende Liebe getaucht war. Als er in sie drang, fühlte sie sich erschüttert; denn sie liebte ihn schon längst, und der seligste Augenblick ihres Lebens war jetzt gekommen. Er hielt sie schon in seinen Armen; sie beugte sich schon, von ihrem Herzen halb überwältigt, an seine Brust. Als er sie aber noch heftiger drängte, seufzte sie: „ach, ich weiß ja nicht, ob Ihr Oheim es billigen wird.“ — Mein Oheim? sagte er, halb vor sich; gewiß nie!

„Nie?“ wiederholte Betty. „Nie?“ und es drang ein Seufzer aus ihrem Herzen. „O, wenn sie das wußten,“ setzte sie mit einem zärtlichen Vorwurfe hinzu, „so war es grausam, mich . . .“ Sie schwieg erröthend, machte sich sanft aus seinen Armen los, und ging schluchzend in ihr Cabinet.

Betty liebte den jungen Eduard, und wußte noch gar nicht, wie ihr Pflegevater diese Leidenschaft aufnehmen würde. Sie fühlte unter heißen Thränen, daß sie auf immer unglücklich wäre, wenn Eduard die Wahrheit gesagt hätte; aber, trotz ihrem widerstrebenden Herzen, siegte

dennoch die Pflicht. Nach einer Stunde ging sie zu dem alten Cashill, und erkünstelte in ihrem Gesichte eine Ruhe, die sie nicht hatte; denn sie wollte ihrem Wohlthäter, dessen Herz sie kannte, einen kummervollen Augenblick ersparen, und wenn er sie auch zu einem ganzen Leben voll Unglücks verurtheilen müßte. Sie erzählte dem ehrwürdigen Alten, daß sein Neffe sie liebe. — „Hm! und du, Betty?“ — Sie erzählte, daß er ihr seine Liebe erklärt habe. — „Hm! und du, Betty?“ Sie gerieth in Verwirrung, und schwieg. „Und du, Betty, du? Genug von Eduard. Aber du?“ — Ich, sagte sie scherzend, ich erzähle Ihnen das, lieber Vater, daß Sie ihre Maßregeln darnach nehmen sollen.

„So?“ erwiederte der Alte, und legte seine Hand unter ihr Kinn. „Nun denn! und welche Maßregeln soll ich ergreifen? Was meinst du?“ — Es fielen ein Paar Thränen in seine Hand, die sie nicht länger zurückhalten konnte. „Du liebst ihn also! Das sagen doch diese Thränen?“ fragte Cashill ernst. — Lieber Vater, antwortete sie, und küßte seine Hand: ich liebe nichts in der Welt so sehr, als Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit

mit mir. — „Nun wohl! Aber nächstdem doch auch Herrn Eduard Cashill? . . . Betty, würde ich so fragen, wenn ich es nicht gern sähe, daß du ihn liebst?“ (Sie sank vor Freude zitternd an seine Brust.) „Betty, Betty! womit hat dein Vater dieses Mißtrauen verdient?“ — Ach, mit nichts, als mit seiner zu großen Liebe für mich. — Hm! das ist ein Compliment; und ich will Wahrheit.“

Betty erzählte ihm nun, daß sein Neffe versichert habe, er werde diese Liebe nie billigen. Das fiel dem Alten auf; denn so verschwiegen er auch gegen Betty gewesen war, damit sie gänzlich ihrem Herzen folgen könnte, so hatte er doch den Neffen in jener Unterredung schon deutlich genug merken lassen, daß er seinem Herzen keine Gewalt anthun werde. „Also der zweifelt! mein Neffe also!“ sagte er in Absätzen, vor sich hin sehend. „Das ist etwas Andres! Nun, du liebst ihn doch, Betty? Ich meine, über Alles, mehr als mich, mehr als dich selbst!“ Mit erleichternden Thränen gestand sie ihre heiße Liebe zu Eduard. Der Alte war unruhig. „Also er zweifelt an meiner Einwilligung?“ wie-

derholte er noch einige Male. „Höre, Betty," sagte er dann lebhaft: „liebst du ihn, so arbeite auch für ihn. Es ist nicht Alles, wie es seyn soll. Verschweig ihm, daß du mit mir über ihn gesprochen hast. Dringt er in dich, so gesteh' ihm deine Liebe. Was soll die Zurückhaltung auch! Und Herr über dein Benehmen bleibst du ja noch immer. Sag' ihm indeß, daß er sich an mich wenden soll, und nimm dich vor jeder vertraulichen Lage mit ihm in Acht!" Er rieb sich bei diesen Worten die krause Stirn mit der Hand glatt.

Wie, mein Vater? sagte sie unruhig: glauben Sie etwa . . . — „Ich glaube, gutes Kind, daß er dich wahrhaft zärtlich liebt; aber — die Welt hat ihn verdorben. Du sollst glücklich werden, und er gut, wenn du mir unbedingt gehorchen willst." — Betty versprach das, und hielt Wort.

Eduard wiederholte, sobald er Betty einmal allein sah, die vorige Scene, und sie gestand ihm in einer holden Verwirrung ihre Liebe. So handelte sie nach dem Plane des Oheims, an den sie aber in dieser seligen Minute auch nicht

mit Einem Gedanken dachte. Sie lag an Eduards Brust mit dem bangen Zittern, den frohen Thränen, der süßen Unruhe der ersten Liebe. Selbst Eduard hatte seinen Plan vergessen. Nie, meine Betty, sagte er in dem Gefühle seines Glükkes — nie sollen Zeit und Verhältnisse unsere Herzen trennen! Wäre jetzt der Oheim in das Zimmer gekommen, Eduard würde ohne Bedenken um Betty's Hand gebeten haben. Diese Stunde der Menschlichkeit ging indeß vorüber, und Eduard sah aufs neue, mit welchen hohnlachenden Blicken sein Cirkel das Mädchen ohne Nahmen, ohne Vermögen, als seine Gattin empfangen würde. Er beschloß, sie weder zu verführen, noch sie zu heirathen; dieser Entschluß war aber eigentlich ein Schwanken, und schon der gewisse Anfang des Verbrechens.

Eduard suchte Betty wieder auf, und wollte sich Vertraulichkeiten erlauben, bei denen er vielleicht weniger Widerstand gefunden haben würde, wenn sie sich nicht an die Warnung ihres Pflegevaters erinnert hätte. Sie liebte ihn, und sagte ihm das mit Thränen, mit einer so großen Bewegung ihres Herzens, daß er nicht dar-

an zweifeln konnte; aber sie entzog sich allen seinen Liebkosungen mit einer Standhaftigkeit, die er, so unangenehm sie ihm auch war, bewundern mußte. Hier fand er zum ersten Male ein Mädchen, dessen Sinne sich nicht aufreitzen ließen. Wie beinahe jeder in der großen Welt erzogene junge Mann, glaubte er nicht an weibliche Tugend; und so zweifelte er nach Betty's Geständnisse nicht im mindesten an seinem nahen Siege: allein er sah sich immer auf demselben Punkte, und hatte auch nicht einmal Hoffnung, je weiter zu kommen. Er machte tausend Versuche, Betty's Sinnlichkeit ganz leise in Bewegung zu bringen; doch sie mißlangen, nicht nach des Oheims Plane, sondern durch Betty's Unschuld.

Von dieser Seite war Betty unangreiflich; er zeigte ihr daher die Aussicht auf eine gesetzliche Verbindung mit ihm, warnte sie aber dabei, das seinen Oheim auf keine Weise erfahren zu lassen. Betty fand das unrecht; Eduard hatte aber tausend Gründe für sein Verlangen. Nun sprach er auch von einer heimlichen Trauung. Betty schlug das aus; als er aber nach

einigen Tagen aufs neue deshalb in sie drang, gab sie ihre Einwilligung, weil der Oheim ihr rieth, es zu thun.

Eduard hatte eine Fabel erfunden, die es wahrscheinlich machte, daß sein Oheim ihre Verbindung mit ihm nicht zugeben könnte; und, wie er vorgab, drang er eben deshalb in Betty, daß sie sich heimlich sollte mit ihm trauen lassen. Er sagte ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, wie ungeduldig er den glücklichen Tag erwarte, der sie gänzlich zu der Seinigen machen werde. Sie würde seine Fabel nun gewiß geglaubt haben, wenn nicht der Oheim so feierlich das Gegentheil versichert hätte. Aber sagen Sie mir, fragte Betty unruhig, was will er denn mit diesen seltsamen Fabeln?

„Was er will, liebes Kind? Dich verführen." — Betty wurde bleich. Verführen? sagte sie, und legte die Hand mit Schmerz auf ihre Brust. Nein; das ist nicht möglich! Cashill setzte ihr seines Neffen Plan aus einander, den er ganz richtig errathen hatte. Betty äußerte nun den stärksten Abscheu vor einem solchen Betruge, den ganzen jungfräulichen Stolz

ihres unschuldigen, getäuschten Herzens, aber zugleich auch die Leiden der hoffnungslosen Liebe. In dem stärkeren Gefühle der gekränkten Tugend wollte sie die Sache gänzlich beendigen; ihr Pflegevater aber, der das vermuthete, hielt sie davon ab. „Er liebt dich gewiß," versicherte er sehr feierlich. „Eine verkehrte Erziehung, die Grundsätze der großen Welt (du kennst ihre Gewalt nicht), ein falscher Stolz, viel Leichtsinn, und sein Zweifeln an weiblicher Tugend verleiten ihn zu diesen Schritten; aber seine Liebe zu dir, Betty, und die natürliche Güte seines Herzens werden endlich überwinden. Liebtest du ihn nicht, könnte ich nicht mit Sicherheit hoffen, daß du sein Herz veredeln wirst, so . . . Betty, seine Liebe wird siegen, und du wirst ihn zu einem edeln Manne machen!"

Es kostete dem Oheim nicht wenig Mühe, die beleidigte Betty zu versöhnen, und das Versprechen von ihr zu erhalten, daß sie sich nichts merken lassen wollte. Sie willigte nur mit einem gebrochenen Herzen ein, ihre Rolle noch fort zu spielen. Der Alte wollte seinem Neffen zeigen, daß es weibliche Tugend gebe, und eben

dadurch ihn selbst zur Tugend zurückführen; aber er dachte nicht daran, daß sein ganzer Plan an einem kleinen Zufalle scheitern konnte. Er war von Betty's Tugend überzeugt, und seiner selbst gewiß; doch die Gedanken und Absichten seines Neffen kannte er zu wenig.

Betty hatte ihm zwar versprochen, sich nicht zu verrathen; allein jetzt fehlte ihr der Geist ihrer Rolle. Sie war kalt, zurückgezogen gegen Eduard, bebte bei der kleinsten Liebkosung, die er sich erlaubte, und drang zuweilen sehr ängstlich in ihn, daß er die geheime Trauung beschleunigen möchte. Das Alles hätte auch einem schlechteren Beobachter, als Eduard war, auffallen müssen. Er sann über die Ursache dieses Betragens nach, setzte Worte, Blicke zusammen, gab genau Acht, und bemerkte zwischen Betty und seinem Oheim eine Vertraulichkeit, die ihn befremdete und argwöhnisch machte. Betty ging zu dem Alten, wenn er niemanden, auch nicht einmal seinen alten Tom, bei sich hatte, und dann wurde sogar die Thür verschlossen. Eduard ertappte seinen Oheim auf zärtlichen Blicken, die er Betty zuwarf und bei

denen sie oft die Augen unruhig niederschlug. Nun fiel er auf den Gedanken, daß sein Oheim Betty liebe. Er empfand Eifersucht; und in dieser täuschenden Leidenschaft hörte er Worte, sah er Blicke, merkte er Verabredungen, die freilich nur in seiner Phantasie existirten. Jetzt glaubte er, sich Betty's räthselhaftes Betragen — ihr Dringen auf eine geheime Trauung, bei *ihrer* so kalten Vorsicht gegen ihn — erklären zu können. Er zweifelte nicht an ihrer Liebe zu *ihm*: die sprach zu deutlich aus ihren Blicken, so oft er sie durch seine Leidenschaft hinriß; aber er zweifelte an ihrer Tugend. Seine Liebe zu Betty verwandelte sich nun gänzlich in Sinnlichkeit, und seine Empfindung gegen den *Oheim wurde* Verachtung.

Zwar hatte er zuweilen starke Zweifel an der *Richtigkeit* seiner Vermuthungen; er hielt aber diese mit Gewalt fest, weil dadurch sein Plan, Betty's Verführung, gewissermaßen gerechtfertigt wurde. Jetzt machte er dreistere Versuche auf Betty's Unschuld; sie vereitelte aber jeden *mit einer* Kälte, die zu fein war, als daß er sie hätte für natürlich halten können. Eines

Abends ging er noch spät zu ihr auf ihr Zimmer, sagte ihr, der glücklichste Tag seines Lebens sey schon ganz nahe, umfaßte sie innig, und drückte glühende Küsse auf ihre Lippen. Sie bat ihn vergebens, weg zu gehen. Er machte ihr endlich Vorwürfe, und wurde so laut, daß sein Oheim es hörte, und auf einmal in die Thür trat.

Man war von allen Seiten verlegen. Eduard ging erbittert, und Betty brach in heiße Thränen aus, weil sie nun nicht länger zweifeln konnte, daß er sie verführen wollte. Der Oheim schüttelte schweigend den Kopf. „Jetzt," sagte er endlich, „ist noch Ein Mittel übrig. Du sollst weg von hier, Betty. Wir wollen sehen, wie er deine Abwesenheit ertragen wird." Betty, deren Ehrgefühl so tief gekränkt war, nahm den Vorschlag mit Freuden an. Sie packte noch in dieser Nacht ihre Sachen ein, und schon vor dem Anbruche des Tages reiste sie, in Begleitung des alten Tom, nach Ardagh, wo Cashill einen Freund hatte, dem er sie anvertrauen konnte.

Als Eduard am folgenden Morgen Betty's

Abreise erfuhr, war ihm nichts gewisser, als daß sein Oheim sie ihm aus Eifersucht entzogen habe. Nun kannte er in seinem Hasse gegen den Oheim gar keine Gränzen, doch ohne sich etwas davon merken zu lassen. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, Betty's Aufenthalt auszuforschen; aber vergebens: der Kutscher, der sie gefahren hatte, war stumm, wie das Grab. Der Oheim bemerkte die Unruhe des Neffen wohl; er schwieg aber, um dessen Liebe zu Betty noch sehnender werden zu lassen.

Als der Neffe alle Hoffnung aufgeben mußte, Nachricht von Betty zu erhalten, fühlte er auf einmal mit der größten Erbitterung seine Abhängigkeit von dem alten heuchlerischen Wollüstling. Er stürzte sich wieder in den Schwarm seiner ehemaligen lasterhaften Freunde, die ihn willkommen hießen, und ihn durch Spöttereien über seine Abhängigkeit noch mehr erbitterten. Man ersann allerlei Mittel, wie man dem reichen Cashill den Besitz seines väterlichen Vermögens verschaffen könnte; doch nicht ein einziges wollte gelingen.

Es war gerade zu der Zeit, als in Irland

der bürgerliche Aufruhr zu gähren anfing. Der alte Cashill, welcher die harten Maßregeln zweckwidrig fand, unterhielt eine genaue Verbindung mit einigen patriotischen Männern in der Hauptstadt. Das Ministerium war ihm schon lange abgeneigt, und ließ ihn beobachten; ja, man hatte sogar schon Versuche gemacht, ihn in Anklagen zu verwickeln. Cashill sah die Gefahr, die ihm drohete, und schickte heimlich einen großen Theil seines Vermögens nach Hamburg, um sein Vaterland im Nothfalle wenigstens verlassen zu können, wenn er es nicht retten sollte. Der Aufruhr nahm zu: sehr viele Familien wurden durch Ankläger in Unruhe gesetzt; im ganzen Lande herrschte allgemeines Mißtrauen, und reitzte zu gesetzwidrigen Verbindungen. Ganze Gegenden von Irland wurden für aufrührerisch erklärt, und die militärische Macht, die nun einen großen Theil der Insel bedeckte, entflammte die Gluth des Aufruhrs noch stärker. Hm! sagte einer von Eduards Freunden; wäre ich wie du, Cashill, ich wollte den Heuchler bald bestrafen. Eine Erklärung bei dem Staats-Sekretär, daß dein Vormund aufrührerische Verbin-

bindungen unterhalte; dann bist du Herr deines Vermögens und deiner selbst.

Eduard erstarrte bei diesem Vorschlage, und äußerte seinen Abscheu dagegen. Du Thor! sagte sein Freund; der alte Heuchler stiehlt dir deine Geliebte, entzieht dir auf die ungerechteste Weise dein Vermögen, hält dich wie ein Kind in Furcht: und du stehst noch an, dich frei zu machen? Er würde dich ohne Bedenken nach Indien einschiffen lassen, wenn die schöne Betty der Preis wäre. Dieser Spott entflammte Eduards Zorn und Liebe, oder Sinnlichkeit, noch stärker.

Das war der erste Anstoß zu dem Verbrechen. Der Schwarm von Bösewichtern, die sich seine Freunde nannten und denen sein Vermögen so willkommen gewesen wäre, machten nun den Plan, ihn zur Ausführung zu bereden. Sie verleiteten ihn zu Verschwendungen, stürzten ihn so in Schulden, und stifteten seine Gläubiger an, sich mit ihren Foderungen an den Oheim zu wenden. — Dieser wollte sie nicht bezahlen; und nun gab es zwischen ihm und dem Neffen harte Scenen, wodurch der Haß des letztern

immer größer wurde. Nach einem solchen Auftritte kam Eduard noch in vollem Zorn in den Cirkel seiner Freunde. Sie reitzten ihn von allen Seiten, und machten seinen Zorn zu Wuth. Trunken von Wein, und glühend von Eifersucht, beschloß er, das Verbrechen zu begehen. Man ließ ihn nicht zu Besinnung kommen, sondern führte ihn sogleich zu dem Staats-Sekretär, wo er nun mit Zittern (seine Farbe war die Blässe des Schreckens über sich selbst) aussagte, daß sein Oheim, George Cashill, aufrührerische Verbindungen unterhalte.

Er kehrte bebend aus dem Hause zurück in den Kreis der Bösewichter, die ihn erwarteten, und ging schweigend neben ihnen her. Sie suchten ihn durch Lobeserhebungen seines Muthes zu betäuben. Er trank diesen Abend sehr viel, konnte aber die schmerzende Flamme der Hölle in seiner Brust nicht löschen. Spät, um Mitternacht, ging er nach seines Oheims Hause, und wurde durch den Anblick desselben erschüttert. Er umfaßte in quälender Angst die Säule an der Thür, und hatte nicht den Muth zu klopfen.

Auf einmal öffnete sich die Thür. Der alte Matrose trat, mit einem großen Pack beladen, heraus, bemerkte den Jüngling, und sagte mit ängstlicher Eil: helfen Sie mir! Ihr unglücklicher Oheim! Gott verdamme den Schurken, der daran Schuld ist! Zitternd fragte Eduard leise, *und mit* den Qualen der Hölle im Herzen: was ist denn? Sage mir, was ist denn?

Ihren Oheim, antwortete der Matrose schluchzend, meinen guten, edlen Herrn, hat *man* diesen Abend auf der Straße zum Matrosen gepreßt *)! Mit diesen Worten stürzte er die Straße hinunter. Eduard folgte ihm, gänzlich betäubt durch diese Worte, mit wankenden Schritten in das Wachthaus, wo sein Oheim *unter dem* Auswurfe des Pöbels, rohen Menschen ohne Empfindung, schweigend da saß und *die* Hand an die Stirn hielt. Tom warf sich ihm zu Füßen. Der Alte sah auf, drückte sei-

*) Manche strenge Vormünder, Oheime und Aufseher, *sagten* die öffentlichen Nachrichten im Jahre 1796, sind auf diese Weise in Irland zu Matrosen gepreßt worden, und ihre ausschweifenden Mündel und Erben so in den Besitz ihres Vermögens gekommen.

nen Freund an das Herz, und benetzte ihn mit Thränen. Aengstlich zitternd näherte sich auch Eduard. Sein Oheim sah ihn mit einem kalten, durchbohrenden Blick an, und sagte furchtbar, obgleich mit bebender Stimme: „elender Bösewicht!“ Eduard stürzte zu seinen Füßen nieder, umfaßte schreiend seine Kniee, und nannte sich selbst einen Teufel. Rettung! rief er dann plötzlich mit gräßlicher Stimme, sprang auf, und lief nach des Staats-Sekretärs Wohnung. Gegen Morgen wurde er endlich vorgelassen. Er warf sich dem Staats-Sekretär zu Füßen, gestand ihm seine Abscheulichkeit, und beschwor ihn, seinen unschuldigen Oheim wieder in Freiheit zu setzen.

Der Staats-Sekretär sagte ihm: er möchte sich nur einige Stunden beruhigen; die Sache sollte untersucht werden. Eduard eilte, seinem Oheim diese Hoffnung zu bringen; aber — die Gepreßten waren schon seit zwei Stunden weggeführt. Als er in die Bay von Dublin kam, wurden sie so eben eingeschifft. Der Oheim trat in das Boot, als Eduard den Strand erreichte. Dieser schrie fürchterlich: halt! warf sich am

Strande auf die Kniee, und wollte dann in das Boot zu seinem Oheim; man stieß ihn aber zurück, und ruderte an das Schiff.

Die Segel wurden aufgespannt, und waren bei einem sehr günstigen Winde bald verschwunden. Eduard, der mit seinem Verbrechen auf dem Strande fürchterlich allein blieb, würde in den Wellen das Ende seiner Qual gesucht haben, wenn ihn nicht die Hoffnung, seinen Oheim zu befreien, davon abgehalten hätte. Er schwankte endlich, mit Verzweiflung in dem gequälten Herzen und dem wilden Auge, nach Dublin zurück.

Das Schiff segelte, wie er wußte, nach der Insel Anglesey. Er entschloß sich nun, ehemalige Freunde seines Oheims zur Hülfe aufzufodern; aber eine neue Unbesonnenheit war Schuld daran, daß er es erst nach mehreren Tagen thun konnte. Einer seiner Freunde und Rathgeber besuchte ihn. So wie er den Verführer nur sah, stürzte er auf ihn zu, drang ihm einen Degen auf, und fiel ihn unter den bittersten Schmähungen wüthend an. Sein Zorn machte ihn blind, so daß sein Gegner ihm leicht

den Degen durch die Schulter stoßen konnte. Der Blutverlust, die heftige Leidenschaft und ein Wundfieber nahmen ihm mehrere Tage das Bewußtseyn. Als er sich endlich wieder besinnen konnte, ließ er seines Oheims ehemalige Freunde einladen, drang in sie, sich für den unschuldig Verfolgten zu verwenden, und bot ihnen sein ganzes Vermögen dazu an. Man schrieb nach Anglesey; aber das Schiff war, als der Brief dahin kam, schon nach Bristol abgesegelt. Man schrieb auch dorthin; und nun kam die Nachricht, daß Casbill nicht mehr lebe. „Bei Anglesey," schrieb der Capitain, „entfloh der alte Cashill mit einem Matrosen, der ihm folgte, auf einem Fischerkahne. Ein Boot setzte ihnen nach. In der Brandung am festen Lande bei Bangor schlug der Kahn um, und Beide, Cashill und der alte Matrose, ertranken. Diese Nachricht ist zuverlässig; meine Leute haben die auf den Klippen zerschmetterten Leichname an's Land gebracht, und sich da noch ihres Geldes bemächtigt."

Der unglückliche Eduard überließ sich von jetzt an einer finstern, verzehrenden Schwermuth;

er kam nicht mehr unter Menschen, und verging unter der drückenden Last seiner Reue. Selbst Betty war jetzt von ihm vergessen; er hatte nur Gedächtniß für das Unglück seines Oheims, und Gefühl für die Qualen seines Gewissens. So brachte er sechs Monate in der tiefsten Trauer zu, ohne an dem Leben noch Reitz zu finden. Er hielt alles heilig, was seinem Oheim gehörte, und las nur Bücher, welche dieser geliebt und deshalb hin und wieder auf dem Rande beschrieben hatte. Unter andern fand er in einem Buche bei der Bemerkung, „daß oft der Anblick einer sehr edeln That das Herz eines Leichtsinnigen für die Tugend einnehmen könne," von seines Onkels Hand den Zusatz: „oder ein großes Verbrechen, das der Leichtsinnige selbst begeht, erschüttert sein Herz für die Tugend; nur ist diese Erschütterung noch nicht Tugend selbst."

Diese Bemerkung zwang ihn zu neuer Traurigkeit, welche indeß für ihn tröstend war; sie zeigte ihm ein Mittel, selbst Verzeihung von seinem Oheim zu erlangen: — die Tugend. Endlich, als er die Papiere seines Oheims durch-

suchte, fand er auch ein Buch, worin dessen gelungene Wohlthaten eingetragen waren. Kaum hatte er einige Seiten gelesen, so blieb er, wie betäubt, vor dem Buche stehen. Er sah mit Zittern, welch einen edeln Mann er der Gesellschaft, welch ein wohlthätiges Herz er den Unglücklichen in Dublin geraubt hatte. Je weiter er las, desto schwerer fielen diese Vorstellungen auf seine Seele, und desto größer wurde die Achtung für seines Oheims Tugend. Er konnte sich nicht losreißen von diesem Buche, dem unverwerflichsten Zeugnisse für seines Oheims Tugend, und für seine eigene Abscheulichkeit. Als er weiter las, sah er auch seinen Nahmen, und fand mit glühender Scham, mit ängstlichem Herzklopfen, daß mancher Unglückliche, den er durch seinen Leichtsinn an den Rand des Verderbens geführt, durch seinen Oheim gerettet war, und daß der edle Mann große Summen aufgewendet hatte, um ihn von Verbrechen abzuhalten. Dabei stand auch eine höchst rührende Anrede an ihn, worin der Oheim ihm dieses Buch nach seinem Tode vermachte, und ihn bat, es fortzusetzen.

Eduard weinte schmerzliche Thränen auf diese Stelle. Er knieete vor dem Buche nieder, und konnte nur sagen: diesen Mann habe ich ermordet! Und er liebte mich so zärtlich, mich, seinen Mörder!

So wurde sein Herz immer stärker für die Tugend erschüttert, und nun allmählich auch ruhiger. Endlich fand er vier Briefe, die Betty aus Ardagh an seinen Oheim geschrieben hatte.

„Nein," sagte sie in dem einen Briefe, „vertheidigen Sie ihn nicht. Er hat mich nie geliebt; wie hätte er sonst je wünschen können, mich zu den verächtlichen Geschöpfen herab zu würdigen, die ihre Unschuld verloren haben! Wie konnte er, wenn er mich liebte, nur daran denken, mich zu verführen! Ich bitte Sie, mein theurer Vater, vertheidigen Sie ihn nicht mehr, entschuldigen Sie ihn nicht länger! Wenn Sie wüßten, wie oft mein eigenes Herz diesen — Menschen, den es noch immer gern lieben möchte, vertheidigt; wenn Sie wüßten, daß er die Freude meines ganzen Lebens zerstört hat, da er mich zwingt, den zu verachten, den

ich so innig liebte: o, Sie würden Ihrer armen Betty schonen!"

In diesen Briefen fand er auch die offenbarsten Beweise von Betty's fleckenloser Tugend, so wie von seines Oheims Güte gegen ihn; und jeder neue Beweis von Beider Unschuld war ein neuer Stachel in seiner Seele.

Er wußte nun, wo Betty lebte; und, ach! er liebte sie noch immer unaussprechlich, liebte sie jetzt mit einem veredelten Herzen. Trauernd legte er ihre vier Briefe in das Buch seines Oheims, und sagte langsam: ihr Beide seyd todt für mich, und ich bin unglücklich! Er drückte das Buch und die Briefe an sein Herz, und verschloß sie dann sorgsam, wie Heiligthümer. Jetzt hielt er sich selbst für unwerth, das reine Herz des Mädchens zu besitzen; und ihr Verlust war die Strafe, die er sich auflegte.

Mit dem Gedanken an Betty und Ardagh stand er auf, und mit ihm legte er sich nieder. So wie sein Herz sich wieder aufrichtete, erhielt auch seine Liebe neue Stärke. Er schickte Betty'n eine große Summe, und schrieb ihr

dabei mit zitternder Hand, übrigens ganz trokken und kalt: sein Oheim habe ihr dieses Geld bestimmt. Die umgehende Post brachte ihm die Summe zurück, und Betty schrieb ihm dabei: „Ich habe meinen Pflegevater, den edelsten der Menschen, zu sehr geliebt, als daß ich je von Herrn Eduard Cashill etwas annehmen könnte, das er sein nennt.

Betty.“

Lange hielt Eduard das Papier vor die Augen: es war, als ob ihm diese Worte unerwartet kämen, und als ob jemand gegenwärtig wäre, dem er seine Bewegung verbergen müßte. Er steckte beschämt den Zettel ein, und konnte jetzt zu keinem Entschlusse kommen. Ohne etwas zu thun, ohne Leidenschaft, ja, ohne Wünsche könnte man sagen, ging er einige Wochen umher, bis mit dem erwachenden Selbstgefühl auch wieder leise Hoffnungen, und mit den Hoffnungen die Liebe zu Betty in seiner Seele erwachte. Er reisete nach Ardagh, fragte im Hause nach Betty, und man wies ihn zu ihrem Zimmer. Als sie ihn erblickte, wurde sie bleich, bebte, und konnte ihre Thrä-

nen nicht zurückhalten. Eduard blieb mit niedergeschlagenen Augen, und schweigend an der Thür. Endlich stammelte er: noch Einmal wollte ich Sie sehen! — Es entstand eine lange Pause. In Betty's Herzen kämpften Zorn und Mitleiden, Liebe und Haß, ohne daß eine dieser Empfindungen siegte. Als sie sich gefaßt hatte, fing sie an: mein Herr . . . Zugleich erhob sie den ernsten, richtenden Blick; aber er fiel auf Eduard's bleiches Gesicht, auf seine rollenden Thränen. Betty, sagte er bittend, und das Auge nur scheu erhebend: keinen Fluch! Ich bedarf Ihres Segens. Mit diesen Worten, die er laut schluchzend hervor stieß, sank er ihr zu Füßen. Betty beugte das Gesicht auf einen Stuhl, um ihre Thränen zu verbergen; und in einer langen Stille blieben sie Beide, wie Bildsäulen, ohne Bewegung.

O, was hatte Ihnen Ihr edler Oheim gethan! sagte Betty, sanfter, als sie selbst wollte, in tröstenden Tönen.

Er antwortete nicht. Endlich stand er langsam auf, und sagte mit dumpfer, furchtbar angestrengter Stimme: ich bin sehr unglücklich!...

Ach! sehr, sehr! unbeschreiblich! setzte er vor sich selbst hinzu, und rang die Hände. Sie hob das Gesicht gegen ihn auf, und er sah, daß sie weinte. Ich möchte nur, hob er wieder an, daß Sie mir Lebewohl sagten. — Leben Sie wohl! stieß Betty ängstlich heraus, und hob ihre Hand, ohne es zu wissen. Er ergriff die Hand, küßte sie aber nicht, weinte eine Thräne darauf, ließ sie dann sanft wieder los, und ging schweigend und langsam aus dem Zimmer.

Eduard hatte ganz vergessen, weshalb er gekommen war: Betty'n die Summe Geldes aufzudringen. Er schrieb im Wirthshause an sie, und bat sehr flehend, ohne ihr eine Sylbe von Liebe zu sagen, sie möchte das Beiliegende annehmen. Betty schickte die Banknoten zurück, und schrieb ihm dabei: sie werde in einigen Tagen nach Deutschland zu einem nahen Anverwandten abreisen, und bedürfe eben deshalb keiner Hülfe, weder jetzt, noch in der Folge; denn ihr Verwandter sey reich, und mache sie zu seiner Erbin. Sie wiederholte ihr Lebewohl noch einmal, und dankte ihm für

sein Anerbieten. Der Brief war gütig, und erwähnte des Oheims nicht mit einem Worte.

Als Betty abreis'te, hielt Eduard auf der ersten Post-Station. Sie bedeckte, so wie sie ihn sah, das Gesicht mit ihrem Taschentuche, und winkte ihm, zu gehen. Er gehorchte ihr, und eilte mit schwerem Herzen den Weg nach Dublin. Sie sah ihm nach, und seufzte, daß sie ihn auf immer verloren hatte.

Einige Monate nachher hörte Eduard zufällig von einem Bekannten seines Oheims, daß Betty auf einem Landhause bei Hamburg lebe, und daß ihr Verwandter Guilfort heiße. Diese Nachricht erregte bei ihm auf's neue den Wunsch, sie wiederzusehen. Er reiste nach Hamburg, erfuhr ganz leicht, wo Guilfort wohnte, und ging nun von weitem um das Landhaus her, weil er Betty einmal zu sehen hoffte. Er wußte selbst nicht recht, was er wollte. Betty's Mitleiden bei der letzten Unterredung mit ihm, und ihre Briefe an seinen Oheim hatten noch immer einen Keim von Hoffnung in seiner Seele lebendig erhalten; doch das Andenken an sein Verbrechen schreckte ihn.

Er sah Betty mehrere Male mit ihrem Verwandten im Garten. Eines Abends, als sie allein darin umher ging, wagte er es endlich, sich ihr zu nähern, freilich nur mit Zittern. Ihre Miene war gütig; sie erschrak nicht einmal, als sie ihn erblickte. „Sie hier, Herr Cashill?" fragte sie. — O Betty, kann ich irgendwo leben, wo Sie nicht sind? — Sie erröthete. Als er das sah, bekam er Muth, ergriff ihre Hand, entdeckte ihr wieder seine ehrfurchtsvolle Liebe, und gestand freiwillig das Verbrechen an seinem Oheim, ja selbst den Betrug, den er an ihr hatte begehen wollen. Sie hörte ihn gütig an, als er ihr mit allen Zeichen von aufrichtiger Reue erzählte, wie Eifersucht und schändliche Verführer ihn in dem unglücklichsten Augenblicke seines Lebens zu dem abscheulichen Verbrechen hingerissen hätten.

Betty war gerührt.

Darf ich, fragte er zärtlich, in diesen Thränen Hoffnung sehen? — Eduard, antwortete sie; ich kann Ihnen mein Herz nicht verbergen. Ja, ich liebe Sie noch immer; ich liebte Sie

sogar, als ich Sie verabscheuen mußte. Aber jetzt . . . mein Vater ist Herr meiner Hand. — „Und wo ist Ihr Vater, gütige, theuerste Betty?" — Kommen Sie morgen Vormittags zu uns, erwiederte sie lächelnd. Sie sah ihn verlegen an, und schien noch etwas auf dem Herzen zu haben; aber sie verbeugte sich, und ging.

Am folgenden Morgen traf Eduard die geliebte Betty wieder im Garten. In großer sichtbarer Bewegung führte sie ihn auf das Haus zu, und fing schon im Gehen an sehr heftig zu weinen. Eduard wurde bestürzt. „Betty," fragte er; „was ist Ihnen? Wohin wollen Sie mich führen?" — Sie antwortete nicht, öffnete zitternd eine Thür, und — Eduard stand vor seinem Oheim. Er blieb wie eine Bildsäule des Schreckens mit starren Augen stehen, und Betty warf sich laut weinend dem Oheim zu Füßen.

Der alte Cashill war in großer Bewegung. Er beugte sich zu Betty nieder, und streichelte ihre Wangen. Auf einmal trat er näher zu Eduard, betrachtete ihn einen Augenblick, um-

faßte ihn dann mit Heftigkeit, und drückte ihn an seine Brust. Eduard war bleich und ohne Bewegung, die er auch an seines Oheims Brust nicht wieder erhielt. Er heftete seine Augen an den Boden, legte die kalte Stirn in die zitternde Hand, und blieb lange so stehen. Der Oheim hielt in tiefer Rührung Betty umfaßt. Still knieete Eduard nun vor ihm nieder, küßte seine Hand, sprang dann auf, warf einen Blick der Verzweiflung auf Betty, und wollte das Zimmer verlassen.

Betty eilte ihm nach, faßte seinen Arm, und rief: er hat Ihnen vergeben! Eduard schwieg erst, und schüttelte den Kopf; dann rief er laut und schmerzlich: nie! nie! Ich war ein Ungeheuer! Er riß sich von Betty los, und warf sich aufs neue seinem Oheim zu Füßen. „M in Sohn!" sagte der Oheim zärtlich. — Mein Eduard! sagte Betty liebkosend. Es kostete Zeit und die zärtlichste Schonung, ehe er glaubte, daß sein Oheim versöhnt sey und ihm Betty geben wolle. Sein Entzücken darüber blieb noch Tage lang unsicher und schmerzlich.

Betty erzählte ihm, wie sein Oheim gerettet worden war. Das Boot holte ihn und den alten Matrosen bei Bangor ein. In der Brandung stürzte sich Tom aus dem Kahne in's Meer, und Cashill sprang ihm nach. Durch die angestrengtesten Bemühungen erreichten sie glücklich das Ufer. Nun fingen sie an, mit den fünf Matrosen im Boote, die sich dem Ufer näherten, zu unterhandeln. Man bot jedem von ihnen zehn Pfund, wenn sie sagen wollten: Georg Cashill und Tom wären in der Brandung ertrunken. Das thaten sie; und so verbreitete sich die Nachricht von Cashills Tode. Beide Freunde irrten nun umher, bis sie ein Schiff fanden, das nach Deutschland segeln wollte. Sie kamen glücklich in Hamburg an, und Cashill ging sogleich zu seinem Freunde Guilfort.

Als man dem Oheim in Dublin Eduards Anzeige von seinen aufrührerischen Verbindungen vorlegte, ergrimmte er, und hielt seinen Neffen für einen vollendeten Bösewicht. Sein Urtheil wurde schon milder, als Eduard zu ihm in das Gefängniß kam; und er verzieh dem

Unglücklichen, als er ihn an der Bay von Dublin auf den Knieen liegen sah. Von Hamburg aus ließ er sich nach Eduards Benehmen genau erkundigen. Durch einen alten Bedienten, der in Dublin geblieben war, und dem man sich anvertrauen konnte, erhielt er sehr bestimmte Nachrichten von allen Handlungen seines Neffen, auch den geringfügigsten.

Selbst Betty erfuhr nicht, daß ihr Pflegevater noch lebte, und Guilfort mußte ihr schreiben, daß sie nach Deutschland kommen möchte. Hier fand sie nun mit freudigem Erstaunen ihren theuren Vater. Ob sie gleich den jungen Cashill noch immer liebte, so war sie dennoch fest entschlossen, nie seine Gattin zu werden. Ihr Pflegevater setzte ihr aber die Handlung seines Neffen aus einander, und ihr Herz hielt sein Verbrechen so gern mehr für Leichtsinn, als für Bosheit. Nun ließ der Oheim dem Neffen unter der Hand Nachricht von Betty's Aufenthalt geben. Man erfuhr in Hamburg, daß er von Dublin abgereist wäre; und als er um den Garten her schlich, wurde er sogleich bemerkt. Betty sollte ihn nun zu

seinem Oheim führen, und dieser hatte sich vorgenommen, durch verstellte Strenge sein Herz noch einmal zu erschüttern; aber der edle Mann vermochte es nicht, als er nur einen Blick auf seinen tief gebeugten Neffen geworfen hatte.

Eduard bekam Betty's Hand. Nach der Trauung warf er sich vor seinem Oheim nieder, und sagte: o mein Vater, ich habe es nicht verdient, so glücklich zu seyn! Nein, mein Vater, Sie können mir nie vergeben! — Der Oheim erwiederte lächelnd: „laß uns die Rechnung gegen einander aufheben, mein Sohn. Du hast mich glücklich aus dem Lande weggeschafft, das jetzt von Mord und Verbrechen erfüllt ist. Ich war der einen Parthei verhaßt, der andern nicht unternehmend genug, und würde ein Opfer ihres Kampfes und ihres Hasses geworden seyn. Du, mein Sohn, hast nun gelernt, wie weit der Leichtsinn einen Menschen ohne Grundsätze bringen kann. Aber dein Verbrechen hat mich ruhig, dich tugendhaft, und Betty glücklich gemacht. Diesem edeln Menschen (er drückte den alten Tom an

seine Brust) hast du mein Leben zu verdanken, wenn es Werth für dich hat."

Eduard bat den Matrosen mit gerührtem und dankbarem Herzen um seine Freundschaft. Der Alte runzelte die Stirn, und erwiederte seinen Händedruck nicht; er konnte noch nicht vergessen, daß Eduard seinen Freund beinahe unglücklich gemacht hätte. Wir wollen sehen! brummte er unmuthig. Leichtsinn hin, Leichtsinn her! Kann der Leichtsinn zu solchen Streichen bringen, junger Herr; so finde ich den Unterschied zwischen Leichtsinn und Schurkerei eben nicht so gar groß. Es hätte meinem Herrn das Leben kosten können, und dann — dann hätten wir ein ernsthaftes Wort mit einander gesprochen.

Schon nach einigen Wochen schüttelte der edle Tom die Hand des jungen Herrn sehr kräftig; und als Betty Mutter eines Knaben wurde, als Eduard ihn, mit Freudenthränen in den Augen, seinem Oheim zum Segnen brachte, und ihn dann in die Arme des Matrosen legte — da sagte dieser recht herzlich: junger Herr, Ihr dummer Streich ist vergeben und vergessen!

Jetzt ist Betty sechs Jahre mit Eduard verheirathet. Die Einigkeit dieser Irländer, ihre Liebe zu einander, ihre prunklose Wohlthätigkeit und ihr Glück sind ein so schönes Gemählde, daß ihre Nachbaren (sie wohnen auf einem kleinen Gute in Niedersachsen), wenn sie auch die Tugenden derselben nicht nachahmen, doch mit Wohlwollen den Werth solcher Herzen empfinden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zi · 2460

N3 zillk. besch..

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 3

Berlin 1804

P.o.germ. 784-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113360-1
VD18 15446018-001